

Honoré de Balzac



Die verlassene Frau

Die verlassene Frau

von

Honoré de Balzac.

Die Übersetzung besorgte
René Schickele.

Leipzig, Insel Verlag, 1910.

Der Druck erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei zu Leipzig.

Zu Anfang des Jahres 1822 schickten die Pariser Ärzte einen jungen Mann in die niedere Normandie, der von einer Fieberkrankheit aufstand, die in irgendeiner Ausschweifung der Arbeit oder vielleicht der Lebensführung ihre Ursache gehabt hatte. Seine Genesung erforderte vollkommene Ruhe, leichte Nahrung, kühle Luft und das Fernhalten jeder äußern Erregung. Das fruchtbare Land von Bessin und das stille Provinzdasein schienen also seiner Wiederherstellung günstig. Er ging nach Bayeux, einer hübschen Stadt zwei Meilen vom Meere, zu einer Cousine, die ihn mit der Herzlichkeit zurückgezogen lebender Menschen empfing, für die das Eintreffen eines Verwandten oder Fremden ein Glück bedeutet.

Bis auf einige Gebräuche gleichen sich alle kleinen Städte. Schon nach wenigen Abenden bei seiner Cousine, der Frau von Sainte-Severe, oder im Hause der Personen, die ihre Gesellschaft bildeten, kannte unser junger Pariser, Baron Gaston von Nueil, die Leute, die für diesen gewählten Kreis allein in Betracht kamen. Gaston sah in ihnen das unveränderliche Inventar, das man in allen Hauptorten

des einstigen Frankreich wiederfindet.

Da war zunächst die Familie, die innerhalb des Departements als ältester, unantastbarer Adel gilt, während man fünfzig Meilen weiterhin nichts von ihr weiß. Diese Art einer ›famille royale‹ lebt auf kleinem Fuße; ihre Verbindungen aber streifen, ohne daß man es denkt, die Navarreins, die Grandlieu, reichen bis an die Cadignan und klammern sich an die Blamont-Chauvry. Das Haupt dieses illustren Geschlechts ist immer ein leidenschaftlicher Jäger. Er hat keine Manieren, aber er imponiert allen durch die Überlegenheit seines Namens; er duldet den Unterpräfekten ebenso, wie er sich die Abgaben gefallen läßt; er erkennt keine der neuen Gewalten des neunzehnten Jahrhunderts an und weist auf die politische Ungeheuerlichkeit hin, daß der Ministerpräsident nicht vom Adel ist. Seine Frau spricht laut und schneidend; sie hat Verehrer gehabt, geht aber alle Ostern zur Beichte und zur Kommunion; ihre Töchter erzieht sie schlecht, denn sie denkt, ihr Name werde ihnen schon weiterhelfen. Beide Eheleute haben keine Ahnung vom modernen Luxus: sie können sich von den opernhafte Livreen ebensowenig trennen, wie von ihrem alten Silberzeug, ihren Möbeln, ihren Sitten und ihrer Sprache. Diese Altertümelei paßt übrigens ganz gut zur Lebensweise

der Provinz. Denn schließlich bleiben es die Edelleute von einst, nur daß sie keine Feudalrechte, keine Meute und keine Spitzenkleider mehr haben; sie sind voller Würde unter sich und voller Ergebenheit gegen Fürsten, die sie nur von fern zu sehen bekommen. Ein solches historisches Haus bewahrt den Reiz einer alten Tapete mit eingewirkten Figuren. Da fristet unfehlbar noch irgendein Onkel oder Bruder sein Dasein, der Generalleutnant und Hofkavalier ist, das rote Band trägt, einst mit dem Marschall Richelieu nach Hannover ging und nun fortlebt wie das verwehte Blatt eines Pamphlets aus der Zeit Ludwigs des Fünfzehnten.

Dieser vorweltlichen Familie steht eine andere gegen über, die reicher ist, aber von jüngerem Adel. Mann und Frau verleben zwei Wintermonate in Paris, und von dort bringen sie eine leichtere Lebensart und flüchtigere Interessen mit. Madame ist elegant, aber ein bißchen aufgetakelt und stets hinter der Mode zurück. Immerhin spöttelt sie über die gewollte Zurückgebliebenheit ihrer Nachbarn; ihr Silberzeug ist modern; sie hat Grooms, Neger und einen Kammerdiener. Der älteste Sohn hält sich einen Tilbury, arbeitet nichts, er hat ein Majorat; der jüngere ist Beisitzer im Staatsrat. Der Vater, über die Intrigen des Ministeriums gut informiert, erzählt Anekdoten

von Ludwig dem Achtzehnten und Madame Cayla; er setzt im ›cinq pour cent‹, meidet die Dispute über den Apfelwein, verfällt aber noch zuweilen der Manie, die Vermögensbestände des Departements festzustellen; er ist Mitglied des Generalrats, läßt sich in Paris kleiden und trägt das Kreuz der Ehrenlegion. Kurz, dieser Edelmann hat die Restauration begriffen, er macht Geld in der Kammer; aber sein Royalismus ist weniger rein als der der Familie, mit welcher er rivalisiert. Er hält die ›Gazette‹ und die ›Debats‹; die andere Familie liest nur die ›Quotidienne‹.

Der hochwürdige Herr Bischof, ehemals Generalvikar, pendelt zwischen diesen beiden Mächten hin und her. Man erweist ihm alle Ehren, die man der Religion schuldet, gibt ihm dabei aber bisweilen die Moral zu kosten, mit der der gute Lafontaine seine Fabel vom reliquentragenden Esel schließt; der brave Bischof ist ein Bürgerlicher.

Dann kommen die Sterne zweiter Größe: Adlige, die zehn- bis zwölftausend Livres Rente zu verzehren haben und die einst Schiffskapitäne, Rittmeister oder gar nichts gewesen sind. Auf ihren Ritten durchs Feld halten sie sich in der Mitte zwischen dem Pfarrer, der die Sakramente mit sich führt, und dem Obersteuerkontrolleur, der seine Rundreise macht. Fast alle waren sie bei den Pagen oder bei den

Musketieren; nun beschließen sie ihre Tage friedlich als Landwirte, mehr um das Holzfällen oder um ihren Zider besorgt als um die Monarchie. Trotzdem reden sie, zwischen zwei Whistpartien oder beim Trick track, von der Verfassung und von den Liberalen. Vorher haben sie Mitgiftsummen ausgerechnet und mit Hilfe der Stammbäume, die sie auswendig wissen, Heiraten zustande gebracht. Ihre Frauen spielen die Stolzen und tragen in ihren Korbwägelchen höfische Allüren zur Schau; wenn sie mit Schal und Mütze ausgestattet sind, glauben sie glänzend zu sein; jährlich kaufen sie sich nach reiflicher Überlegung zwei Hüte, die sie sich bei passender Gelegenheit aus Paris mitbringen lassen. Diese Frauen sind meist tugendhaft und geschwätzig.

Um diese Hauptbestandteile der Aristokratie gruppieren sich zwei oder drei adlige alte Jungfern, die das Problem gelöst haben, den Menschen zu etwas Unbeweglichem zu machen. Sie scheinen in ihren Häusern ein gesiegelt zu sein: ihre Gestalten, ihre Gewänder sind wie verwachsen mit diesen Mauern, dieser Stadt, dieser Provinz; sie sind ihre Tradition, ihr Gedächtnis, ihr Geist. Alle diese Frauen haben etwas Starres und Monumentales. Manchmal lächeln sie oder schütteln mit dem Kopfe, und von Zeit zu Zeit sagen sie etwas, was für geistreich gilt.

In dieses kleine Faubourg Saint-Germain haben sich einige reiche Bürger eingeschlichen mittels ihrer aristokratischen Anschauungen oder ihres Geldes. Obwohl sie vierzig Jahre alt sind, sagt man von ihnen: »Dieser kleine Soundso denkt anständig!«— und man wählt sie zu Abgeordneten. Gewöhnlich werden sie von den alten Jungfern protegiert; aber man hält sich darüber auf.

Endlich haben noch zwei oder drei Geistliche in diese erlesene Gesellschaft Aufnahme gefunden, ihrer Stola wegen oder weil sie Geist haben, und weil diese Adligen, die sich untereinander langweilen, das bürgerliche Element in ihre Salons einführen, wie ein Bäcker Hefe in seinen Teig tut.

Die Intelligenzsumme aller dieser Köpfe besteht aus einem gewissen Quantum alter Ideen, mit denen sich jeden Abend ein paar neuere Gedanken vermischen. Wie das Wasser einer kleinen Bucht, so haben diese Ideen ihre tägliche Ebbe und Flut, ihre regelmäßigen, ewig gleichen Strömungen, deren hohles Getöse in einem Jahr noch genau so klingen wird wie heute. Ein Außenstehender würde vergeblich versuchen, dieser unveränderlichen Tradition von sich aus einen Tropfen Geist hinzuzufügen. Die religiösen, politischen, sittlichen und literarischen Ansichten dieser Leute sind ebenso unzerstörbar, wie es ihre

Gewohnheiten sind.

Kommt ein Fremder in diesen Kreis, so wird ihm ein jeder mit einer gewissen Ironie sagen: »Bei uns finden Sie nicht den Glanz der Pariser Gesellschaft!«— und ein jeder wird sich über seinen Nachbar mokieren und zu verstehen geben, er selbst bilde eine Ausnahme innerhalb dieser Menschen, die er vergeblich aufzuklären versucht habe. Wenn aber unglückseligerweise der Fremde die Meinung, die diese Leute gegenseitig von sich haben, durch irgendeine Bemerkung bekräftigt, so gilt er sofort für einen bösen Herrn ohne Treu und Glauben, für einen verderbten Pariser, »wie das überhaupt alle Pariser sind«.

Als Gaston von Nueil in dieser kleinen Welt erschien, wo die Etikette vollkommen gewahrt wurde, wo alles miteinander im Einklang stand und geordnet war, wo die Werte der adligen Güter ihre feste Notierung hatten, wie anderswo die Börsenpapiere — da war er im voraus abgeschätzt worden auf den unfehlbaren Wagschalen der Gesellschaft von Bayeux. Seine Cousine, Frau von Sainte Severe, hatte schon erzählt, wieviel Vermögen er besitze und auf welche Erbschaften er zu rechnen habe; sie hatte seinen Stammbaum mitgeteilt und seinen Verkehr, seine Höflichkeit und Bescheidenheit gerühmt. Er wurde

genau so empfangen, wie er es beanspruchen durfte als ein guter Edelmann, aber ganz einfach, weil er erst dreiundzwanzig Jahre alt war; nur ein paar junge Damen und einige Mütter sahen ihn mit süßen Augen an. Er besaß aus seinem Gute im Tale von Auge achtzehntausend Livres Einkünfte, und sein Vater mußte ihm früher oder später das Schloß Manerville mit allem Zubehör hinterlassen. Nur von seiner Erziehung, von seiner politischen Zukunft, von seinem persönlichen Wert und seinen Talenten war nicht die Rede. Seine Güter waren in gutem Stande; die Pachtgelder gingen zuverlässig ein; ausgezeichnete Pflanzungen waren angelegt; die Pächter hatten alle Ameliorationen und Steuerlasten zu tragen; die Apfelbäume waren achtunddreißig Jahre alt; und endlich stand der Vater in Unterhandlungen wegen zweihundert Morgen Waldland, mit denen er den Park arrondieren wollte —: welche Aussicht auf politische Karriere oder menschliche Berühmtheit kam gegen solche Vorzüge auf?

Aus Bosheit oder Berechnung hatte Frau von Sainte Severe nichts von Gastons älterem Bruder gesagt, und auch Gaston sprach nie von ihm. Dieser Bruder aber war schwindsüchtig und würde wohl bald begraben, beweint, vergessen werden.

Zuerst amüsierte sich Gaston von Nueil über diese

Menschen. Er notierte sich gewissermaßen alle diese Gesichtszüge mit dem gesunden Realismus ihrer Kanten, Haken und Runzeln; er genoß das Altmodische der Kostüme und der Marotten, den normannischen Dialekt, das Verwitterte der Ideen und der Charaktere. Eine kurze Zeit machte er dies Dasein mit, das an Eichhörnchen erinnert, die immerfort ihren Käfig drehen. Dann aber empfand er das Fehlen der Widerstände in dieser zurückgebliebenen, klösterlich vergrabenen Welt und verfiel in eine Krise, die keine Langweile und kein Ekel ist, aber sich ungefähr so äußert wie beide zusammen. Nach leichten Übergangsleiden vollzieht sich die eigentliche Umpflanzung des Individuums in fremdes Land, und da stirbt es ab und wird verkrüppelt. Wenn nichts es von dieser Existenz wieder ablenkt, so nimmt es unmerklich deren Sitten an und gewöhnt sich an eine Leere, der es ganz verfallen wird. Schon akklimatisierten sich Gastons Lungen in dieser Luft. Bereit, in diesem sorglosen und gedankenlosen Vegetieren eine Art animalischen Glückes zu fühlen, begann er die ständige Bewegung und Befruchtung der Geister, die er in Paris so begeistert mitgemacht hatte, zu vergessen, unter Versteinerungen selbst zu versteinern.

Eines Abends, in einem grau getäfelten Salon mit

großen weißen Fliesen, saß Gaston zwischen einer alten Dame und einem der Generalvikare der Diözese. An den Wänden hingen ein paar Familienporträts, und an vier Whisttischen spielten und schwatzten sechzehn Menschen. Gaston dachte an nichts: er verdaute eins dieser erlesenen Diners, die in der Provinz das Tagesereignis sind. Da plötzlich überraschte er sich dabei, wie er diese ländlichen Sitten verteidigte. Er verstand, warum diese Menschen auf zerschlossenen Tischdecken sich an altmodischen Kartenspielen erfreuen, warum sie nicht für sich und nicht für andere Toilette machen; er ahnte irgendeine Philosophie in diesem ein tönigen Kreislauf, in der Ruhe dieser logischen Gepflogenheiten und dem Nichtwissen um elegante Dinge; er begriff fast die Nutzlosigkeit des Luxus. Paris mit seinen Vergnügungen, seinen Stürmen und Leidenschaften erschien ihm nur noch wie eine Kindheitserinnerung. Ganz ehrlich bewunderte er die roten Hände, die bescheidenen und ängstlichen Manieren eines jungen Mädchens, deren Gesicht er zuerst nichtssagend, dessen Benehmen er reizlos, kurz, das er abstoßend und lächerlich gefunden hatte. Das war also aus ihm geworden! Erst aus der Provinz nach Paris gekommen, begann er nun aus der Pariser Fieberhitze wieder in Provinzkälte zu versinken. Da plötzlich traf ein Satz sein Ohr, der ihn

erregte, wie es inmitten einer langweiligen Oper ein neuartiges Motiv getan hätte.

»Waren Sie nicht gestern bei Frau von Beauséant?« fragte eine alte Dame das Oberhaupt eines prinzlichen Hauses.

»Ich war heute morgen bei ihr,« antwortete der Gefragte; »ich fand sie sehr traurig und so leidend, daß ich sie nicht bewegen konnte, morgen bei uns zu speisen.«

»Mit Frau von Champignelles?« rief mit einer Art Verwunderung die alte Dame, die eine Witwe war.

»Ja, mit meiner Frau,« sagte der Edelmann ruhig. »Stammt Frau von Beauséant nicht aus dem Hause Burgund? Freilich nur mütterlicherseits; aber schließlich deckt dieser Name alles zu. Meine Frau liebt die Vicomtesse sehr, und die arme Dame ist schon so lange allein, daß . . .«

Während dieser Worte sah der Marquis von Champignelles die Menschen, die ihm prüfend zuhörten, kühl und ruhig an. Aber niemand hätte sagen können, ob er dem Unglück oder der Vornehmheit der Frau von Beauséant ein Zugeständnis machte, ob er sich geschmeichelt fühlte, sie zu empfangen, oder ob er aus Hochmut den Adel des Landes zwingen wollte, sie einzuladen.

Alle Damen schienen sich mit demselben Blick dieselben Fragen vorzulegen. Dann herrschte plötzlich im Salon tiefe Stille, und es sah aus, als wenn die Haltung der Gesellschaft Mißbilligung bedeutete.

»Ist diese Frau von Beauséant etwa zufällig dieselbe, deren Abenteuer mit Herrn von Ajudo-Pinto so viel Staub aufgewirbelt hat?« fragte Gaston seine Nachbarin.

»Vollkommen dieselbe,« lautete die Antwort. »Nach der Hochzeit des Marquis von Ajuda ist sie nach Courcelles gezogen. Niemand empfängt sie hier. Sie hat übrigens viel zuviel Geist, als daß sie das Schiefe ihrer Lage nicht empfunden hätte; deshalb hat sie auch gar keinen Verkehr gesucht. Herr von Champignelles und ein paar andere haben ihre Aufwartung bei ihr gemacht, aber sie hat nur Herrn von Champignelles empfangen, vielleicht weil sie mit ihm verwandt ist; sie sind durch die Beauséant verschwägert. Der alte Herr von Beauséant hat eine Champignelles von der älteren Linie geheiratet. Obgleich die Vicomtesse von Beauséant vom Hause Burgund abstammen soll, konnten wir natürlich keine Frau in unsern Kreis einführen, die von ihrem Manne geschieden ist. Das sind so alte Vorurteile, an denen wir törichterweise festhalten. Die Vicomtesse hat mit ihren Seitensprüngen umso mehr unrecht gehabt, als

Herr von Beauséant ein Mann von Geschmack und höfischen Manieren ist: er hätte sehr wohl mit sich reden lassen. Aber diese Frau ist ein Tollkopf . . .«

Herr von Nueil vernahm, daß die Stimme neben ihm weitersprach, aber er hörte nicht mehr zu. Tausend Phantasien erfüllten ihn. Oder wie soll man sonst die Anziehungskraft eines Abenteuers kennzeichnen, das eben erst der Einbildung zuzulächeln beginnt, — diesen Augenblick, wo in der Seele wirre Hoffnungen, unerklärliche Glückseligkeiten, Befürchtungen und Möglichkeiten erstehen, ohne daß schon irgendetwas den Kaprizen dieser Fata Morgana Nahrung und Halt gäbe? Der Geist taumelt, plant unmögliche Dinge und läßt das Glück einer Leidenschaft aufkeimen. Aber vielleicht enthält der Keim einer Leidenschaft sie schon vollständig, wie ein Samenkorn die Blume mit allen ihren reichen Düften und Farben enthält.

Herr von Nueil wußte nicht, daß Frau von Beauséant sich in die Normandie zurückgezogen hatte nach einem Eklat, wie ihn die meisten Frauen gleichzeitig verdammen und ersehnen, zumal wenn die Verführungen der Jugend und der Schönheit den Fehltritt, der ihn verschuldet hat, fast rechtfertigen. Um jede Art von Berühmtheit, woher auch immer sie stamme, spinnt sich ein geheimnisvoller Zauber. Wie

früher in adligen Häusern, so scheint jetzt bei den Frauen der Ruhm eines Verbrechens dessen Schande auszulöschen. Wie einst die Geschlechter auf ihre abgeschnittenen Köpfe stolz waren, so gewinnt eine schöne junge Frau an Reiz durch den fragwürdigen Ruf einer glücklichen Liebschaft oder einer elenden Treulosigkeit. Je mehr sie zu beklagen ist, desto mehr Sympathien er weckt sie. Nur für vulgäre Dinge, Gefühle und Abenteuer haben wir kein Mitleid. Wer aber die Blicke auf sich lenkt, erscheint groß. Muß man sich nicht über die andern erheben, um von ihnen gesehen zu werden? Die Masse empfindet unwillkürlich Achtung für alles, was groß geworden ist, ohne sehr nach den Mitteln zu fragen. In diesem Augenblick fühlte sich Gaston von Nueil zu Frau von Beauséant hingezogen durch den heimlichen Einfluß dieser Gründe, oder vielleicht aus Neugier, oder weil er irgendein Interesse für sein momentanes Dasein brauchte, oder endlich durch jene zahllosen undefinierbaren Dinge, die man oft ›Schicksal‹ nennt. Die Vicomtesse von Beauséant war mit einem Schlage vor ihm aufgestiegen, umgeben von einer Unzahl reizender Bilder; sie war eine neue Welt; bei ihr gab es zweifellos zu fürchten, zu hoffen, zu kämpfen, zu siegen. Sie würde wohl anders aussehen als die Menschen, die Gaston in diesem dürftigen Salon sah;

sie war doch schließlich eine Frau, und er hatte noch keine Frau getroffen in dieser kalten Welt, wo man an Stelle von Gefühlen nur Berechnungen hatte, wo die Höflichkeit nur noch eine Pflicht war, und wo die einfachsten Gedanken immer noch zu aufreizend waren, als daß man sie hätte äußern dürfen. Frau von Beauséant erweckte in seiner Seele die eingeschlafene Erinnerung an seine Jünglingsträume und an seine heftigsten Leidenschaften. Gaston von Nueil blieb für den Rest dieses Abends zerstreut. Er dachte über ein Mittel nach, um sich bei Frau von Beauséant einzuführen, und sicher gab es kaum ein solches. Sie galt für außer ordentlich geistreich. Aber wenn geistreiche Menschen sich durch besondere und feine Dinge bestechen lassen können, so sind sie anspruchsvoll, erraten alles; bei dem schwierigen Versuch, ihnen zu gefallen, hat man also ebensoviel Aus sichten auf einen Mißerfolg wie auf einen Erfolg. Außerdem mußte die Vicomtesse mit dem Stolz ihrer Lage jene Würde vereinen, die ihr Name ihr vorschrieb. Die tiefe Einsamkeit, in der sie lebte, schien noch die geringste der Schranken zu sein, die zwischen ihr und der Welt errichtet waren. Es war also für einen Unbekannten, von wie guter Familie er auch sein mochte, fast unmöglich, bei ihr Zutritt zu finden. Trotzdem machte Herr von Nueil seinen nächsten

Morgenspaziergang nach dem Landhaus von Courcelles zu und umkreiste mehrmals die Mauern, die den Park einschlossen. Eine Beute von Illusionen, denen man sich in seinem Alter so gern hingibt, schaute er durch die Spalten oder über die Mauern, blieb in Betrachtung versunken vor den geschlossenen Fensterläden oder prüfte diejenigen, die offen standen. Er hoffte auf einen romanhaften Zufall und überdachte unmögliche Arten, sich bei der Unbekannten einzuführen. Das wiederholte sich mehrere Vormittage, ohne jeden Erfolg; aber bei jedem Spaziergang wuchs diese Frau, die außerhalb der Welt stand, dies Opfer der Liebe, das in der Einsamkeit begraben war, in seinen Gedanken und nistete sich in seiner Seele ein. Und so schlug Gaston das Herz vor Freude und Erwartung, wenn bei seinen Gängen die Mauern von Courcelles entlang der schleppende Schritt eines Gärtners an sein Ohr drang . . .

Er dachte daran, der Frau von Beauséant zu schreiben. Aber was soll man einer Frau sagen, die man nie gesehen hat, die man nicht kennt? Außerdem mißtraute Gaston sich selbst; wie alle idealistischen jungen Leute fürchtete er mehr als den Tod die entsetzliche Verachtung, die im Schweigen liegt, und er zitterte bei der Vorstellung, daß seine erste verliebte Prosa ins Feuer geworfen werden könnte. Er war eine

Beute tausend sich widersprechender Gedanken. Aber schließlich entdeckte er, da er sich mit Träumen und Phantasien den Kopf zerbrach, eine jener glücklichen Kriegslisten, wie sie sich in der Menge unmöglicher Pläne vorzufinden pflegen und wie sie selbst der unschuldigsten Frau einen Begriff geben von der Leidenschaftlichkeit, mit der ein Mann ihr ergeben ist. Oft türmen die gesellschaftlichen Bizarrerien wirklich so viel Hindernisse zwischen einer Frau und ihrem Liebhaber auf, wie sie in den entzückenden Geschichten von Tausend und einer Nacht vorkommen, und die abenteuerlichsten Erfindungen der orientalischen Dichter sind selten über trieben. Und in der Wirklichkeit, wie im Reiche der Feen, wird die Frau immer dem gehören, der zu ihr gelangt und sie aus der Lage befreit, in der sie schmachtet. Der ärmste Bettelmönch, der sich in eine Kalifentochter verliebt hat, war sicher durch keinen größeren Abstand von ihr getrennt, als Gaston von Frau von Beauséant. Die Vicomtesse selbst vermutete nichts von den Kreisen, die Herr von Nueil um sie zog. Gastons Liebe aber nahm mit den Hindernissen, die zu überwinden waren, nur zu. Sie gaben seiner ahnungslosen Geliebten den Reiz, den jede ferne Sache besitzt. Eines Tages faßte Gaston, dem die Leidenschaft aus den Augen sprühte, einen

entscheidenden Entschluß. Er überlegte sich, daß das gesprochene Wort mehr wirkt als der passionierteste Brief, und er spekulierte außerdem auf die natürliche Neugier der Frau. So begab er sich zu Herrn von Champignelles, den er für sein Unternehmen zu verwenden gedachte. Er teilte dem Marquis mit, er habe sich eines wichtigen und delikaten Auftrages bei Frau von Beauséant zu entledigen; da er aber nicht wisse, ob sie Briefe von unbekannter Handschrift lese oder ob sie einem Fremden ihr Vertrauen schenken würde, so bitte er den Marquis, bei seinem nächsten Besuch die Vicomtesse zu fragen, ob sie Gaston empfangen wolle. Und indem er dem Marquis das Versprechen abnahm, im Fall einer Absage Diskretion zu bewahren, forderte er ihn klugerweise gleichzeitig auf, Frau von Beauséant gegenüber alles geltend zu machen, was für sein Anliegen sprach. War er nicht ein Ehrenmann, der sich nie für eine anstößige oder gar unanständige Sache hergeben würde? Der stolze Marquis, in seiner Eitelkeit geschmeichelt, ließ sich durch diese Diplomatie der Liebe, die einem jungen Menschen die Sicherheit und die Verstellungskunst eines alten Gesandten verleiht, vollkommen täuschen. Zwar versuchte er in Gastons Geheimnisse einzudringen; aber dieser, ziemlich verwirrt, setzte den listigen Fragen des Herrn von Champignelles

unbestimmte Redensarten entgegen, bis schließlich der Marquis als französischer Edelmann ihm wegen seiner Verschwiegenheit Komplimente machte.

Mit jenem Eifer, den Männer eines gewissen Alters dareinsetzen, jungen Frauen Dienste zu erweisen, eilte der Marquis alsbald nach Courcelles. Bei der Lage, in der die Vicomtesse von Beauséant sich befand, mußte eine solche Botschaft sie neugierig machen. Und wenn sie auch in ihrer Erinnerung vergeblich nach einem Grunde suchte, der Herrn von Nueil zu ihr hätte führen können, so sah sie doch nichts Unpassendes darin, ihn zu empfangen, nach dem sie sich vorsichtigerweise nach seiner Stellung in der Welt erkundigt hatte. Trotzdem antwortete sie zunächst ablehnend; dann erörterte sie diese Opportunitätsfrage mit Herrn von Champignelles, wobei sie herauszubekommen suchte, ob er um den Anlaß dieses Besuches wisse; und dann war sie von ihrer Ablehnung wieder zurückgekommen. Die Vermittlung und die erzwungene Verschwiegenheit des Marquis hatten ihre Neugier erregt.

Herr von Champignelles wünschte nicht, lächerlich zu erscheinen. Deshalb spielte er den eingeweihten, aber diskreten Mann und behauptete, daß die Vicomtesse den Gegenstand dieses Besuches, den sie vergeblich zu erraten suche, unbedingt kennen lernen

müsse. Frau von Beauséant dachte sich Beziehungen aus zwischen Gaston und Leuten, die er gar nicht kannte, sie verlor sich in absurden Vermutungen und fragte sich, ob sie Herrn von Nueil jemals gesehen habe. Der aufrichtigste oder geschickteste Liebesbrief hätte keine solche Wirkung geübt wie dies eigenartige Rätsel ohne Worte, das Frau von Beauséant immer wieder zu lösen trachtete.

Als Gaston erfuhr, daß er die Vicomtesse sehen könne, war er zugleich entzückt über die Erfüllung seines heißen Wunsches und seltsam unschlüssig, wie er seine List er klären solle.

»Ach was, sie sehen!« rief er immer wieder aus, indem er sich ankleidete, »sie sehen, das ist alles!«

Es würde ihm in der Haustür von Courcelles schon irgendein Ausweg einfallen, der den von ihm selbst geschürzten gordischen Knoten entwirrte. Gaston gehörte zu den Naturen, die im Glauben an eine absolute Notwendigkeit ihren Weg gehen und die im letzten Moment angesichts der Gefahr sich an ihr inspirieren und Kräfte finden, sie zu überwinden. Er verwandte besondere Sorgfalt auf seine Toilette. Nach der Art aller jungen Leute glaubte er, daß sein Erfolg davon abhängen würde, ob eine Locke gut oder schlecht sitze. Er bedachte nicht, daß in der Jugend alles anmutig

und hübsch ist. Außerdem lassen sich Frauen wie Frau von Beauséant nur durch die Anmut des Geistes und die Überlegenheit des Charakters verführen. Ein großer Charakter schmeichelt ihrer Eitelkeit, verspricht ihnen eine große Leidenschaft und scheint die Ansprüche ihres Herzens gelten zu lassen. Ein Mann von Geist unterhält sie, geht auf die Feinheiten ihrer Natur ein, und sie glauben sich verstanden. Und was wollen die Frauen anders als unterhalten, verstanden oder angebetet werden? Aber man muß schon sehr über die Dinge dieses Lebens nachgedacht haben, um die große Koketterie zu ahnen, die bei einer ersten Zusammenkunft in der Sorglosigkeit der Kleidung und der Zurückhaltung des Geistes liegen kann. Wenn wir schlaue genug sind, um geschickte Politiker zu sein, so sind wir schon zu alt, um unsere Erfahrung noch auszunutzen. Während Gaston seinem Geist einigermaßen mißtraute und lieber durch seinen Anzug wirken wollte, machte Frau von Beauséant ihrerseits instinktiv mit ausgesuchter Peinlichkeit Toilette und sagte, während sie ihre Haare ordnete, zu sich: »Immerhin will ich nicht wie eine Vogelscheuche aussehen.«

Herr von Nueil hatte in seinem Wesen jene naive Ursprünglichkeit, die auch den gewöhnlichen Bewegungen und Gedanken etwas Anziehendes gibt

und mit der man alles sagen und tun darf. Er war gescheit, dachte scharf und hatte eine glückliche Gesichtsbildung, die alle Eindrücke seiner Seele wiedergab. In seinen lebhaften Augen war Leidenschaft und Zärtlichkeit, und sein wirklich gutes Herz strafte diese Empfindungen nicht Lügen. Der Entschluß, den er beim Eintritt in das Schloß von Courcelles faßte, stand somit im Einklang mit seinem offenen Charakter und seiner glühenden Einbildungskraft. Den noch konnte er sich trotz seiner unerschrockenen Liebe eines heftigen Zitterns nicht erwehren, als er nach Durchschreiten eines großen Hofes, der als englischer Garten angelegt war, in einem Saale anlangte, in dem ein Kammerdiener ihn nach seinem Namen fragte. Dann verschwand der Diener und kam zurück, um Gaston hineinzuführen.

»Herr Baron von Nueil!«

Gaston trat langsam ein, aber in leidlich guter Haltung — etwas, was in einem Salon, in dem sich nur eine Frau befindet, noch viel schwerer ist als in einem, wo zwanzig Frauen sind. In der Kaminecke, wo trotz der Jahreszeit ein großes Feuer leuchtete und zwei Leuchter ein weiches Licht verbreiteten, bemerkte er eine junge Frau. Sie saß in einem jener modernen, hochlehnigen Polstersessel, deren tiefer Sitz ihr ermöglichte, ihrem Kopfe verschiedene

hübsche und elegante Stellungen zu geben, ihn zu neigen, zu beugen und langsam wieder aufzurichten, als wenn es eine schwere Bürde wäre; außerdem ihre Füße zu kreuzen, sie zu zeigen oder sie unter die langen Falten ihres schwarzen Kleides zurückzuziehen. Die Vicomtesse wollte das Buch, in dem sie las, auf einen kleinen runden Tisch legen; da sie aber gleichzeitig den Kopf nach Herrn von Nueil wandte, so fiel das Buch zwischen dem Tisch und dem Sessel zu Boden. Ohne durch dies kleine Malheur überrascht zu scheinen, erhob und neigte sie sich, um den Gruß des jungen Mannes zu erwidern, aber alles fast unmerklich und so, daß ihr Körper in dem Sessel vergraben blieb. Sie rückte ein bißchen vor und schürte das Feuer lebhaft; dann ließ sie sich wieder zurücksinken und nahm einen Handschuh, den sie nachlässig über ihre linke Hand streifte. Ihr Blick suchte auch den andern, hielt aber plötzlich inne; mit ihrer Rechten — einer weißen, fast durchsichtigen, schwächtigen Hand ohne Ringe, mit schlanken Fingern, deren rosige Nägel ein vollkommenes Oval bildeten — wies sie auf einen Stuhl, um Gaston einzuladen, Platz zu nehmen. Als ihr unbekannter Gast saß, wandte sie ihm ihren Kopf zu mit einer fragenden, koketten Bewegung, deren Feinheit sich nicht wiedergeben läßt. Es war eine jener

liebenswürdigen Gesten, die reizend und dabei doch bestimmt sind und die sich aus einer vollendeten Erziehung, aus dauerndem Umgang mit geschmackvollen Dingen ergeben. Diese Bewegungen folgten einander ganz rasch, aber nicht ruckweise und hastig, und sie bezauberten Gaston durch jenes Gemisch von Sorgfalt und Nachlässigkeit, durch das eine schöne Frau die aristokratischen Manieren der guten Gesellschaft noch verklärt. Frau von Beauséant stach zu sehr von den Puppen ab, unter denen er während seiner zweimonatigen Verbannung tief in der Normandie gelebt hatte, als daß sie ihm nicht die Phantasien seiner Träume hätte verkörpern sollen. Ebensowenig konnte er ihre Vorzüge mit denen irgendeiner Frau vergleichen, die er früher bewundert hatte. Vor dieser Frau und in diesem Salon, der aussah wie ein Salon des Faubourg Saint-Germain, in dem all die tausend hübschen Kleinigkeiten herumlagen und in dem es Bücher und Blumen gab, fand er sich wieder in Paris. Er trat auf einen wirklichen Pariser Teppich, und er sah den vornehmen Typus der Pariserin wieder, ihre gebrechlichen Formen, ihre erlesene Grazie und ihre Gleichgültigkeit gegen gesuchte Effekte, wie sie den Provinzdamen so sehr schaden.

Die Frau Vicomtesse von Beauséant war blond,

weiß wie es Blondinen sind, und hatte braune Augen. Sie zeigte eine edle Stirn, die Stirn eines gefallenen Engels, der stolz auf seine Sünde ist und keine Verzeihung will. Ihr reiches Haar war in die Höhe über zwei Stirnbänder geflochten, die weite Bogen bildeten, und machte ihren Kopf noch majestätischen. In den Wellen dieses goldblonden Haares konnte man sich die Herzogskrone von Burgund vorstellen; und in den Augen dieser großen Dame leuchtete der ganze Mut ihres Hauses: der Mut einer Frau, die Mißachtung oder Zudringlichkeit von sich abzuschütteln weiß, die aber für zarte Gefühle viel Zärtlichkeit besitzt. Die Umrisse ihres kleinen Kopfes, der wundervoll auf einem langen weißen Halse saß, ihre feinen beweglichen Gesichtszüge und ihre zarten Lippen verrieten außerordentliche Klugheit und dabei einen Anflug von gewollter Ironie, von List und Keckheit. Man mußte ihr diese weiblichen Fehler unbedingt vergeben, zumal wenn man an ihr Unglück dachte, an die Leidenschaft, die ihr beinahe das Leben gekostet hätte und die bei der geringsten Bewegung in den Falten der Stirn oder in der schmerzlichen Beredsamkeit ihrer schönen Augen nachwirkte. Und dieses aufreizende Schauspiel wurde noch verstärkt durch den Gedanken, diese Frau in einem großen, schweigenden Salon zu sehen — diese Frau, die von

der ganzen Welt getrennt war, seit drei Jahren in der Einsamkeit eines kleinen Tales lebte, fern von der Stadt, allein mit der Erinnerung an eine glänzende, glückliche, leidenschaftliche, von Festen und Huldigungen erfüllte Jugend, jetzt allen Schrecken des Nichts ausgeliefert! Das Lächeln dieser Frau deutete auf ein hohes Bewußtsein ihres Wertes. Weder Mutter noch Gattin, von der Welt verstoßen, des einzigen Herzens, das das ihre schlagen lassen durfte, beraubt, ohne irgendein Gefühl, an dem ihre schwankende Seele einen Halt gehabt hätte, mußte sie ihre Kraft aus sich selbst ziehen, von ihrem eigenen Leben leben, ohne eine andere Hoffnung, als die der verlassenen Frau: den Tod zu erwarten, ihn herbeizuwünschen trotz der schönen Tage, die ihr noch blieben, sich für das Glück bestimmt fühlen und untergehen, ohne es zu finden, ohne es zu geben! . . . Eine Frau! Welche Qual! Herrn von Nueil schossen diese Gedanken blitzartig durch den Kopf, und angesichts des ganzen poetischen Zaubers, der diese Frau umgab, schämte er sich seiner selbst. Durch den dreifachen Glanz der Schönheit, des Unglücks und der Vornehmheit geblendet, blieb er fast mit offenem Munde stehen, in Bewunderung versunken, und wußte nichts zu sagen.

Frau von Beauséant, der diese Wirkung sicherlich nicht mißfiel, reichte ihm mit einer freundlichen, aber

bestimmten Bewegung die Hand. Dann, wie einem Anspruche ihres Geschlechts gehorchend, rief sie ein Lächeln auf ihre bleichen Lippen und sagte zu Gaston: »Herr von Champignelles hat mir von der Botschaft gesprochen, die Sie mir so liebenswürdigerweise überbringen wollten. Ist sie etwa von . . .?«

Als Gaston diese gefährlichen Worte hörte, empfand er noch peinlicher das Lächerliche seiner Lage, den schlechten Geschmack, die Unredlichkeit seines Benehmens gegen eine so vornehme, unglückliche Frau. Er errötete. Sein Blick trübte sich unter tausend Gedanken. Aber mit jener Kraft, die junge Herzen gerade aus dem Gefühl ihrer Schuld schöpfen, faßte er sich plötzlich. Er unterbrach Frau von Beauséant mit einer Gebärde der Ergebenheit und sagte bewegt:

»Gnädige Frau, ich verdiene nicht das Glück, Sie zu sehen; ich habe Sie schmählich hintergangen. Das Gefühl, dem ich gefolgt bin, so groß es auch sein möge, kann die erbärmliche List nicht entschuldigen, mittels derer ich bis zu Ihnen gelangt bin. Wenn Sie mir aber gütig gestatten wollten, Ihnen zu sagen . . .«

Die Vicomtesse warf Herrn von Nueil einen hoheitsvollen, verächtlichen Blick zu, ergriff einen Klingelzug und läutete. Der Kammerdiener erschien.

Sie sagte ihm und sah dabei mit Würde auf den jungen Mann: »Jacques, leuchten Sie dem Herrn!«

Sie erhob sich stolz, grüßte Gaston und beugte sich nieder, um das zu Boden gefallene Buch aufzuheben. Jetzt waren ihre Bewegungen ebenso trocken und kalt, wie sie vorhin, als sie Gaston empfangen hatte, zart und elegant gewesen waren. Herr von Nueil hatte sich er hoben, aber er blieb stehen. Frau von Beauséant warf ihm wieder einen Blick zu, als wollte sie sagen: ›Nun, Sie gehen nicht?‹

In diesem Blick lag ein so durchdringender Spott, daß Gaston bleich wurde, als sei er einer Ohnmacht nahe. Tränen traten ihm in die Augen; aber er hielt sie zurück, trocknete sie in der Glut seiner Scham und Verzweiflung und sah Frau von Beauséant mit einer Art Stolz an, die sowohl Resignation als auch ein gewisses Selbstbewußtsein enthielt; gewiß durfte die Vicomtesse ihn bestrafen, aber mußte sie es wirklich? Dann ging er hinaus. Als er das Vorzimmer durchschritt, ließen sein kluger Geist und seine durch Leidenschaft geschärfte Intelligenz ihn die ganze Gefahr seiner Lage erkennen.

›Wenn ich dieses Haus jetzt verlasse,‹ sagte er sich, ›so darf ich nie wiederkommen. In den Augen der Vicomtesse werde ich dann immer ein Esel sein. Eine

Frau — eine wirkliche Frau — merkt immer, wenn sie Liebe erregt; sie fühlt vielleicht ein gewisses unwillkürliches Bedauern, mich so brüsk hinausgewiesen zu haben; aber sie darf, sie kann ihren Entschluß nicht widerrufen: ich bin es, der sie begreifen muß!<

Bei dieser Überlegung bleibt Gaston auf der Freitreppe stehen, läßt sich ein Wort entschlüpfen, wendet sich lebhaft um und sagt: »Ich habe etwas vergessen!«

Und er ging zum Salon zurück, gefolgt von dem Kammerdiener, der, voller Respekt für einen Baron und die geheiligten Rechte des Eigentums, sich durch den naiven Ton, mit dem dieser Satz vorgebracht war, vollkommen täuschen ließ. Gaston trat leise ein, ohne angemeldet zu sein. Als die Vicomtesse, vielleicht in dem Glauben, der Eindringling sei ihr Kammerdiener, das Haupt hob, sah sie Herrn von Nueil vor sich stehen.

»Jacques hat mir geleuchtet,« sagte er lächelnd.

Sein Lächeln, das liebenswürdig war und ein bißchen traurig, nahm diesen Worten alles Lächerliche, und sein Ton mußte zu Herzen gehen.

Frau von Beauséant war entwaffnet. »Setzen Sie sich also,« sagte sie.

Gaston ergriff den Stuhl mit einer gierigen Bewegung. Seine Augen, vom Glück erregt, leuchteten so lebendig, daß die Vicomtesse diesen jungen Blick nicht ertragen konnte. Sie senkte die Augen auf ihr Buch und genoß die ewige Wonne der Frau, für einen Mann das Ziel aller Wünsche zu sein. Und außerdem fühlte Frau von Beauséant sich erraten. Die Frauen sind so dankbar, wenn sie einen Mann treffen, der Verständnis hat für die Launen ihres Herzens, die ihnen selbst ganz logisch scheinen, für die scheinbar widerspruchsvollen Regungen ihrer Seele, für die flüchtige Scham ihrer bald ängstlichen, bald kühnen Wallungen, für dies ganze seltsame Gemisch von Koketterie und Naivität.

»Gnädige Frau,« sagte Gaston sanft, »Sie kennen mein Verbrechen, aber Sie lassen es vergessen sein. Wenn Sie wüßten, mit welchem Glück ich . . .«

»Nehmen Sie sich in acht,« erwiderte sie und hob mit geheimnisvoller Miene einen Finger, während sie mit der andern Hand eine Bewegung machte, als wolle sie wieder den Klingelzug ergreifen.

Dieser kleine Einfall, diese lebenswürdige Drohung schien in ihr trübe Gedanken zu erwecken, eine Erinnerung an ihre glückliche Zeit, wo sie ganz Reiz und Anmut sein durfte und alle Launenhaftigkeit

sie nur immer an ziehender machte. Zwischen ihren Augenbrauen erschienen steile Falten; ihr Antlitz im milden Kerzenschein wurde düster; sie sah Herrn von Nueil ernst, aber ohne Kälte an und sagte, wie eine Frau, die tief durchdrungen ist von der Bedeutung ihrer Worte:

»Das alles ist so lächerlich! Es gab eine Zeit, mein Herr, wo ich toll lustig sein durfte, wo ich mit Ihnen hätte lachen und Sie ohne Furcht empfangen können; jetzt aber hat sich mein Leben sehr geändert, ich bin nicht mehr Herrin meiner Handlungen, ich bin gezwungen, darüber nachzudenken. Welcher Empfindung verdanke ich Ihren Besuch? Der Neugier? Dann bezahle ich einen flüchtigen Augenblick des Glücks sehr teuer. Sollten Sie wirklich eine rettungslos verleumdete Frau, die Sie nie gesehen haben, schon ›leidenschaftlich‹ lieben? Ihre Gefühle würden dann auf meinem schlechten Ruf beruhen, auf einem Vergehen, das der Zufall berühmt gemacht hat.«

Sie warf ihr Buch unwillig auf den Tisch.

Dann richtete sie einen bösen Blick auf Gaston und fuhr fort: »Weil ich einmal schwach war, deswegen soll ich es nach dem Willen der Welt immer sein? Das ist häßlich, erniedrigend! Kommen Sie, mich zu beklagen? Sie sind noch zu jung, um mit

Herzensleiden mitfühlen zu können. Bedenken Sie wohl, mein Herr: ich will lieber verachtet, als bedauert sein; ich will niemandes Mitleid erdulden!« Einen Moment blieb es still. »Also Sie sehen,« sprach sie dann weiter und wandte ihm ein trauriges und sanftes Gesicht zu, »aus welchem Grunde auch immer Sie so unbesonnen in meine Abgeschiedenheit eingedrungen sind: Sie tun mir weh. Sie sind zu jung, als daß Sie ganz ohne Güte sein könnten; also werden Sie das Unziemliche Ihres Schrittes fühlen. Ich verzeihe Ihnen Ihr Verhalten und spreche jetzt nicht mehr bitter davon. Sie werden nicht wieder hierherkommen, nicht wahr? Ich bitte Sie darum, wo ich doch befehlen könnte. Wenn Sie mir einen zweiten Besuch machten, so läge es weder in Ihrer noch in meiner Macht, zu verhindern, daß die ganze Stadt glaubte, Sie wären mein Geliebter; und das würde meinen Kummer noch sehr vermehren. Das wollen Sie doch nicht, denke ich.«

Sie schwieg und sah ihn so würdevoll an, daß er verwirrt wurde.

»Ich habe unrecht gehabt, gnädige Frau,« antwortete er bewegt; »aber Leidenschaft, Unüberlegtheit und Glücksbedürfnis sind die Eigenschaften und die Fehler meines Alters. Jetzt sehe ich ja ein, daß ich nicht zu Ihnen hätte dringen dürfen.

Aber meine Sehnsucht war doch so natürlich . . .«

Er versuchte mit mehr Empfindung als Geist die Leiden zu schildern, zu denen ihn seine notgedrungene Verbannung verdammt hatte. Er malte den Zustand eines jungen Mannes, dessen Glut ohne Nahrung brannte, und er deutete an, er sei zärtlicher Liebe wert, habe aber niemals die Wonne erfahren, von einer jungen, schönen, geschmackvollen und feinsinnigen Frau geliebt zu werden. Er erklärte seine Taktlosigkeit, ohne sie entschuldigen zu wollen. Er schmeichelte Frau von Beauséant, indem er merken ließ, sie bedeute für ihn jene Art Frau, nach der sich die meisten jungen Leute unablässig, aber vergeblich sehnen. Und indem er dann von seinen Morgenpromenaden um Courcelles sprach und von den abenteuerlichen Ideen, die ihn beim Anblick des Landhauses, in das er schließlich Eingang gefunden hatte, ergriffen, erregte er jene eigentümliche Duldsamkeit der Frau für die ihretwegen begangenen Tollheiten. Er sprach mit leidenschaftlicher Stimme; er trug die heiße Begeisterung der Jugend und die geistige Anmut, die von guter Erziehung zeugt, in diese fröstelnde Einsamkeit. Frau von Beauséant entbehrte die Wirkung wahrer, mit Geschmack vorgebrachter Empfindungen schon zu lange, als daß sie sie nicht lebhaft hätte auskosten sollen. Sie konnte

sich nicht enthalten, Herrn von Nueils ausdrucksvolles Gesicht zu betrachten und in ihm jenes schöne seelische Vertrauen zu bewundern, das noch nicht durch die grausamen Lehren des Lebens in der großen Welt gebrochen ist und auch noch nicht verschlungen von den ewigen Berechnungen des Ehrgeizes oder der Eitelkeit. Gaston war der junge Mann in seiner Blüte; er zeigte sich als Mann von Charakter, der seine hohe Bestimmung noch nicht erkennt.

So gaben sich die beiden, jedes ohne Wissen des andern, Betrachtungen hin, die für ihre Ruhe verhängnisvoll waren, und versuchten, sie sich zu verbergen. Herr von Nueil erkannte in der Vicomtesse eine jener seltenen Frauen, die immer ihrer eigenen Vollkommenheit und ihrer unauslöschlichen Zärtlichkeit zum Opfer fallen. Die anmutige Schönheit solcher Frauen ist noch ihr geringster Reiz, wenn sie einmal jemandem ihre Seele erschlossen haben, in der alles gut ist und in der ein natürlicher Schönheitssinn sich eint mit den mannigfachsten Äußerungen der Liebe, so daß die Lust rein und fast heilig wird —: ein anbetungswertes Geheimnis der Frau, eine reizende, aber leider seltene Gabe der Natur. Die Vicomtesse ihrerseits hörte aus dem aufrichtigen Ton, mit dem Gaston ihr von seinen jungen Leiden sprach, die Qualen der Schüchternheit heraus, die die großen

Kinder von fünfundzwanzig Jahren auszustehen haben, wenn das Studium sie vor Verderbnis und vor der Berührung mit Weltleuten bewahrt hat, deren skeptische Empirie die schönen Eigenschaften der Jugend zersetzt. Sie fand in ihm den Traum aller Frauen: einen Mann noch ohne jenen Egoismus der Familie und des Geldes, noch ohne jene Selbstsucht, die schließlich die Blumen der Aufopferung, der Ehre und der Selbstachtung in ihrer ersten Blüte knickt — alle diese Empfindungen, die dem Leben zarte und starke Erregungen schenken und das Gute im Menschen immer neu beleben. Und da die beiden einmal auf das weite Gebiet der Empfindung gelangt waren, so kamen sie in der Theorie sehr weit; sie untersuchten gegenseitig die Tiefe ihrer Seelen und die Wahrheit ihrer Worte. Dieses Examen war bei Gaston unfreiwillig, bei Frau von Beauséant aber wohl überlegt. Mit einer — natürlichen oder erworbenen — Geschicklichkeit sprach sie, ohne sich selbst zu schaden, Ansichten aus, die das Gegenteil ihrer wirklichen waren, um diejenigen des Herrn von Nueil kennen zu lernen. Sie war so geistreich, so anmutig, sie wurde im Verkehr mit diesem jungen Manne, dem sie umso weniger mißtraute, als sie ihn nicht wiederzusehen glaubte, so sehr sie selbst, daß Gaston bei einem entzückenden Wort, das sie sagte,

naiv ausrief: »Oh, gnädige Frau, wie hat ein Mann Sie verlassen können?«

Die Vicomtesse schwieg. Gaston errötete; er glaubte sie beleidigt zu haben. Aber diese Frau fühlte sich zum erstenmal seit dem Tage ihres Unglücks von einer tiefen und ehrlichen Freude ergriffen. Der gewandteste Don Juan hätte mit allen Kunstgriffen nicht den Erfolg erzielt, den Herr von Nueil diesem Herzensschrei verdankte. Dieses Urteil eines treuherzigen jungen Mannes gab ihr in ihren Augen die Unschuld zurück, verdamnte die Welt und den, der sie verlassen hatte, und rechtfertigte ihre Einsamkeit. Die Verzeihung der Welt, die Sympathien des Mitleids, die gesellschaftliche Achtung, so sehr ersehnt und so grausam verweigert — dieser Ausruf gewährte sie ihr; er erfüllte ihre geheimsten Wünsche, und er wurde für sie noch köstlicher durch jene zarte Bewunderung, welche die Frauen so begierig genießen. Sie war also er hört und verstanden; Herr von Nueil gab ihr die natürliche Gelegenheit, sich von ihrem Falle zu erheben. Sie sah auf die Uhr, die auf dem Kamin stand.

»Ach, gnädige Frau,« rief Gaston aus, »Sie strafen mich für meine Unbesonnenheit! Wenn Sie mir nur einen Abend gewähren, so kürzen Sie ihn, bitte, nicht auch noch ab!« Sie lächelte über das Kompliment.

»Aber«, sagte sie, »da wir uns nicht wiedersehen werden: was kommt es auf einen Augenblick mehr oder weniger an? Wenn ich Ihnen gefiele, wäre es ein Unglück.« »Ein Unglück, das ein getreten ist,« antwortete er traurig. »Sagen Sie mir nicht so etwas,« erwiderte sie ernst. »In jeder andern Situation würde ich Sie mit Vergnügen bei mir sehen. Ich werde ohne Umschweife mit Ihnen reden, und Sie werden begreifen, warum ich Sie nicht wiedersehen will und darf. Sie sind, glaube ich, zu großmütig, als daß Sie nicht fühlten: geriete ich auch nur in den Verdacht eines zweiten Fehltritts, so wäre ich für jedermann eine verächtliche, gewöhnliche Frau, ich gliche den andern Frauen. Nur ein reines, fleckenloses Leben läßt mich so erscheinen, wie ich er scheinen will. Ich bin stolz genug, auch in meiner Absonderung noch der Gesellschaft angehören zu wollen — ich: durch meine Heirat ein Opfer der Gesetze, durch meine Liebe ein Opfer der Menschen. Blicke ich dieser Auffassung nicht treu, so verdiente ich allen Schimpf, der auf mir lastet, und verlöre meine Selbstachtung. Ich habe die hohe gesellschaftliche Pflicht, einem ungeliebten Manne anzugehören, nicht zu ertragen vermocht. Ich habe die Gesetze und die Fesseln der Ehe gebrochen; das war ein Unrecht, ein Verbrechen, oder wie Sie es nennen wollen; aber jener Zustand bedeutete für mich

den Tod. Ich wollte leben. Wäre ich Mutter gewesen, vielleicht hätte ich die Kraft gefunden, das Elend meiner Konvenienzheirat zu ertragen. Wir armen jungen Mädchen wissen ja mit achtzehn Jahren kaum, was man mit uns tut. Ich habe die Gesetze der Welt verletzt, die Welt hat mich bestraft: wir sind quitt. Ich habe das Glück gesucht. Ist es nicht ein Naturgesetz, daß wir glücklich sein wollen? Ich war jung, schön . . . Ich glaubte jemanden zu treffen, der ebenso zärtlich wäre, wie er leidenschaftlich schien. Einen Augenblick lang bin ich sehr geliebt worden! . . .« Sie machte eine Pause. »Ich dachte,« fuhr sie dann fort, »daß ein Mann eine Frau in meiner Lage nie verlassen dürfte. Ich bin verlassen worden, man hatte mich wohl satt. Ach, ich habe sicher gegen irgendein Naturgesetz verstoßen: ich werde zu zärtlich, zu aufopferungsvoll oder zu ausdrucksvoll gewesen sein, ich weiß es nicht. Das Unglück hat mich aufgeklärt. Ich, die ich lange die Anklägerin war, habe mich beschieden, die einzige Schuldige zu sein. Den, den ich an klagen zu dürfen glaubte, habe ich freigesprochen — zu meinen Ungunsten. Ich war nicht geschickt genug, ihn mir zu erhalten: für diese Ungeschicklichkeit hat das Schicksal mich hart genug gestraft. Ich verstand nicht, wie man in der Liebe an sich selbst denken kann. Und so wurde ich Sklavin, wo ich Tyrannin hätte sein

sollen. Wer mich kennt, kann mich verurteilen, wird mich aber achten müssen. Meine Leiden haben mich gelehrt, es nicht wieder auf das Verlassen werden ankommen zu lassen. Ich verstehe nicht, wie ich noch leben blieb nach jenen ersten acht Tagen, die der Krise folgten, der entsetzlichsten im Leben einer Frau. Man muß drei Jahre einsam gelebt haben, um die Kraft zu haben, von diesem Schmerz so zu sprechen, wie ich es jetzt tue. Die Agonie endet gewöhnlich mit dem Tode; nun, dies war eine Agonie ohne den Tod als Lösung. Ach, ich habe sehr gelitten!«

Die Vicomtesse erhob ihre schönen Augen zum Kranzgesims, dem sie wahrscheinlich alles das anvertraute, was kein Unbekannter hören durfte. Ein Kranzgesims ist wohl die angenehmste, ergebenste, gefälligste Vertraute, die Frauen finden können, wenn sie ihrem Gegenüber nicht in die Augen zu sehen wagen. Das Kranzgesims eines Boudoirs ist eine besondere Einrichtung. Ist es nicht ein Beichtstuhl ohne Priester? In diesem Augenblick war Frau von Beauséant beredt und schön; man müßte sagen ›kokett‹, wenn das Wort nicht zu stark wäre. Indem sie sich Gerechtigkeit widerfahren ließ, indem sie die höchsten Schranken zwischen sich und die Liebe schob, stachelte sie alle Gefühle des Mannes an; und je höher sie das Ziel aufrichtete, desto besser bot sie es

dem Blicke dar. Dann bannte sie den allzu erregenden Ausdruck, den die Erinnerung an ihre Leiden geweckt hatte, aus ihren Augen und senkte sie auf Gaston.

»Gestehen Sie, daß ich kalt und einsam bleiben muß?« sprach sie ruhig zu ihm.

Herr von Nueil verspürte ein heftiges Verlangen, dieser Frau zu Füßen zu stürzen, aber er fürchtete, ihr lächerlich zu erscheinen. Er unterdrückte seine Erregung; er fürchtete, seine Gedanken nicht gut ausdrücken zu können, und gleichzeitig empfand er Angst vor irgendeiner bösen Zurückweisung oder einer Spöttelei, wie sie die glühendsten Seelen zu Eis erstarren macht. Die Rückwirkung seiner Gefühle, die er in dem Augenblick, wo sie aus seinem Herzen aufschossen, zurückdrängte, verursachte ihm jenen tiefen Schmerz, den die Furchtsamen und die Ehrgeizigen kennen: alle, die ihre Begierden oft hinunterschlucken müssen. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, das Schweigen zu brechen und mit zitternder Stimme zu sagen:

»Gestatten Sie mir, gnädige Frau, eine der stärksten Erregungen meines Lebens auszukosten, indem ich Ihnen sage, was Sie mich empfinden lassen. Sie erheben mein Herz! Ich spüre in mir den Wunsch, mein Leben damit auszufüllen, Sie Ihren Kummer

vergessen zu machen, Sie zu lieben für alle, die Sie gehaßt oder verwundet haben. Aber das ist ein sehr plötzlicher Herzenserguß, den heute nichts rechtfertigt und den ich...« »Genug, mein Herr!« sagte Frau von Beauséant. »Wir sind beide zu weit gegangen. Ich habe die Zurückweisung, die meine Pflicht ist, jeder Härte entkleiden, Ihnen ihre traurigen Gründe darlegen, nicht aber mir Huldigungen zuziehen wollen. Nur einer glücklichen Frau steht Koketterie gut. Glauben Sie mir, bleiben wir einander fremd! Später werden Sie einsehen, daß man keine Bande knüpfen soll, wenn sie eines Tages doch zerreißen müssen.«

Sie seufzte leicht, und ihre Stirn legte sich in Falten, wurde aber gleich wieder glatt.

»Welches Weh für eine Frau,« hub sie wieder an, »dem Mann, den sie liebt, nicht in allen Stadien seines Lebens folgen zu können! Muß dieser tiefe Kummer nicht im Herzen des Mannes — wenn er wahrhaft liebt — schrecklich widerklingen? Ist das nicht ein doppeltes Unglück?« Einen Augenblick herrschte Stillschweigen; dann erhob sie sich, um ihren Gast zu verabschieden, und sagte lächelnd: »Das ahnten Sie wohl nicht, als Sie nach Courcelles kamen, daß Sie da eine Predigt zu hören bekämen?«

Gaston fühlte sich in diesem Moment von dieser außerordentlichen Frau weiter entfernt, als im ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft. Den Reiz dieser entzückenden Stunde glaubte er jetzt der Koketterie einer großen Dame, die ihren Geist zeigen will, zuschreiben zu müssen. Und so grüßte er die Vicomtesse kalt und schritt verzweifelt hinaus.

Auf seinem Wege suchte er den wahren Charakter dieses Wesens zu ergründen, das fein und hart war wie eine Uhrfeder; aber er hatte so viel Nuancen an ihr beobachtet, daß er zu keinem festen Urteil gelangen konnte. Dann klang es ihm wieder in den Ohren, wie sie die Stimme ansetzte, und in der Erinnerung gewannen ihre Gesten, ihre Mienen und das Spiel ihrer Augen so viel Reiz, daß er sich immer mehr in diesen Betrachtungen verlor. Ihm leuchtete die Schönheit der Vicomtesse noch in der Finsternis; die Eindrücke, die er von ihr empfangen hatte, standen einer nach dem andern wieder auf, verführten ihn von neuem und enthüllten ihm Werte ihrer Weiblichkeit und ihres Geistes, die er vorher nicht bemerkt hatte. Er verfiel in jenes unstete Sinnen, bei dem die lichtesten Gedanken sich bekämpfen, sich gegenseitig aufheben und die Seele in einen kurzen Fiebertaumel reißen. Man muß jung sein, um die Geheimnisse dieser Dithyramben zu verstehen, wo das Herz nacheinander

von sehr vernünftigen und sehr tollen Gedanken bestürmt wird und nach dem Willen einer unbekanntem Macht immer dem letzten zum Opfer fällt, sei es nun ein Gedanke der Hoffnung oder der Verzweiflung. Mit dreiundzwanzig Jahren wird der Mann fast immer von einem Gefühl der Bescheidenheit beherrscht; er fürchtet sich, er ist verwirrt wie ein junges Mädchen, er hat Angst, seine Liebe schlecht auszusprechen, er sieht überall Schwierigkeiten und erschrickt davor, er zittert, nicht zu gefallen; er wäre kühn, wenn er nicht so verliebt wäre; je höher er den Preis des Glückes empfindet, umso weniger glaubt er, daß seine Angebetete es ihm leicht gewähren könne; außerdem gibt er sich seiner Leidenschaft vielleicht zu sehr hin und fürchtet, keine erwecken zu können; wenn unglücklicherweise sein Idol Ehrfurcht erregt, so betet er es im geheimen und von ferne an; und seine Liebe, wenn sie nicht erraten wird, erstirbt. Oft läßt eine solche frühe Glut, die in einem jungen Herzen erloschen ist, allen Glanz der Einbildungskraft zurück. Welcher Mann hätte nicht mehrere solcher keuschen Erinnerungen, die später wieder aufwachen, die immer reizender werden und die Illusion eines vollkommenen Glückes mit sich bringen? Solche Erinnerungen gleichen Kindern, die jung gestorben sind und von denen nur das Lächeln

den Eltern zurückbleibt.

Herr von Nueil kam also von Courcelles zurück als Beute eines Gefühls, das zu extremen Entschlüssen drängte. Schon war Frau von Beauséant für ihn die Bedingung seines Daseins geworden; er wollte lieber sterben, als ohne sie leben. Noch zu jung, um schon Bescheid zu wissen um den grausamen Zauber, den eine vollkommene Frau auf unschuldige und leidenschaftliche Seelen ausübt, mußte er eine jener stürmischen Nächte durchmachen, in denen junge Leute zwischen Seligkeit und Selbstmord hin und her taumeln, das Glück eines ganzen Lebens in sich hineinfressen und wie ohnmächtig einschlafen. Verhängnisvolle Nächte — aus denen als Philosoph zu erwachen das größte Glück wäre. Zu ehrlich verliebt, um zu schlafen, stand Gaston auf und schrieb Briefe. Keiner genügte ihm, und er verbrannte sie alle.

Folgenden Tags umwanderte er wieder den kleinen Park von Courcelles, aber bei sinkender Nacht, um nicht von der Vicomtesse gesehen zu werden. Das Gefühl, dem er dabei folgte, ist so seltsam, daß man noch jung sein oder sich in einer ähnlichen Lage befinden muß, um seine stummen Seligkeiten und Wunderlichkeiten zu verstehen — alles Dinge, über die jene Glücklichen, die immer nur das Reale des Lebens sehen, natürlich die Achseln zucken. Nach

peinvollem Zögern schrieb Gaston an Frau von Beauséant folgenden Brief, der als typisch für die Phraseologie Liebender gelten kann und der an die Zeichnungen erinnert, die Kinder ihren Eltern heimlich zum Geburtstag machen — Geschenke, die für jedermann abscheulich sind, nur nicht für die Empfänger:

»Gnädige Frau,

Sie herrschen so unbedingt über mein Herz, meine Seele und meine Person, daß mein Schicksal heute völlig von Ihnen abhängt. Werfen Sie meinen Brief nicht ins Feuer. Haben Sie die Gnade, ihn zu lesen. Vielleicht werden Sie mir diesen ersten Satz verzeihen, wenn Sie sich überzeugen, daß das keine gewöhnliche oder eigennützige Liebeserklärung ist, sondern der Ausdruck einer natürlichen Tatsache. Vielleicht werden Sie gerührt sein durch die Bescheidenheit meiner Bitten, durch die Resignation, die mir das Bewußtsein meines geringen Wertes einflößt, durch die Bedeutung Ihrer Entschliebung für mein Leben. In meinem Alter kann ich nur lieben; ich weiß nichts davon, was einer Frau gefällt und was sie besticht; aber ich empfinde in meinem Herzen für Sie eine fieberhafte Anbetung. Ich fühle mich unwiderstehlich zu Ihnen hingezogen, denn Sie schenken mir unendliches Glück, und ich denke an Sie

mit dem ganzen Egoismus, der uns dahin zieht, wo für uns die Lebensquelle ist. Ich halte mich für Ihrer unwert. Es erscheint mir, der ich jung, unerfahren und schüchtern bin, unmöglich, Ihnen auch nur den tausendsten Teil des Glücks zu bringen, das ich bei Ihrem Anblick, bei Ihrer Stimme empfand. Sie sind für mich die einzige Frau auf der Welt. Da ich ein Leben ohne Sie nicht fasse, so habe ich beschlossen, Frankreich zu verlassen und meine Existenz, bis ich sie verliere, bei irgendeiner unmöglichen Unternehmung aufs Spiel zu setzen, in Indien, Afrika oder sonst wo. Muß man eine grenzenlose Liebe nicht durch irgendetwas Unendliches bekämpfen? Wenn Sie mir aber die Hoffnung lassen wollen, nicht: Ihnen anzugehören, sondern Ihre Freundschaft zu er ringen, so bleibe ich. Erlauben Sie mir, bei Ihnen — selten, wenn Sie es verlangen — ein paar Stunden zu verbringen, wie die, die ich erlebt habe. Dies gebrechliche Glück, dessen Seligkeit mir beim geringsten hitzigen Wort entzogen werden kann, wird genügen, mich die Wallungen meines Blutes ertragen zu lassen. Mute ich Ihrer Großmut zuviel zu, wenn ich Sie anflehe, einen Handel einzugehen, dessen ganzer Nutzen auf meiner Seite wäre? Sie werden der Welt, der Sie so viel opfern, leicht zeigen können, daß ich Ihnen nichts bedeute. Sie sind so klug und so stolz!

Was haben Sie zu fürchten? Jetzt wünschte ich, Ihnen mein Herz öffnen zu können, um Ihnen zu beweisen, daß meine demütige Bitte keinen Hintergedanken verbirgt. Ich hätte Ihnen nicht gesagt, daß meine Liebe grenzenlos ist, und ich hätte Sie nicht um Ihre Freundschaft gebeten, wenn ich die Hoffnung hätte, daß Sie das tiefe Gefühl, das in meiner Seele schlummert, teilen könnten. Nein, in Ihrer Nähe werde ich ganz so sein, wie Sie befehlen, wenn ich nur in Ihrer Nähe bin. Wenn Sie mich zurückweisen — und Sie können es —, so werde ich keinen Laut ausstoßen, ich werde einfach weggehen. Wenn später irgendeine andere Frau in meinem Leben eine Rolle spielt, so wird Ihr Verhalten gerechtfertigt sein; sterbe ich aber meiner Liebe treu, so werden Sie vielleicht ein leises Bedauern fühlen. Die Hoffnung, Ihnen ein Bedauern zu erregen, wird meine Todespein versüßen und wird die einzige Rache meines verkannten Herzens sein . .

.«

Man muß in all die grandiosen Leiden der Jugend ein geweiht sein, man muß all die weißgeflügelten Trugbilder gesehen haben, die einer brennenden Phantasie ihren Weiberrücken darbieten, um die Qual Gastons zu verstehen, als er sein erstes Ultimatum in den Händen der Frau von Beauséant vermutete. Er sah die Vicomtesse kalt, lächelnd und über die Liebe

spöttelnd, wie jemand, der nicht mehr daran glaubt. Er hätte seinen Brief zurück haben mögen, er fand ihn peinlich, es kamen ihm tausend und ein Gedanken in den Sinn, die unendlich besser oder rührender gewesen wären als seine steifen Phrasen, seine verfluchten gedrechselten, sophistischen und anmaßenden Phrasen, die nur glücklicherweise schlecht genug interpunktiert und geschrieben waren. Er versuchte, nicht zu denken, nicht zu fühlen; aber er dachte, fühlte und litt. Wäre er dreißig Jahre alt gewesen, so hätte er sich berauscht; aber dieser naive junge Mann kannte weder die Wirkung des Opiums noch die andern Hilfsmittel einer raffinierten Kultur. Und es war auch keiner jener guten Pariser Freunde in seiner Nähe, die einem mit den Worten: »Paetus, es tut nicht weh!« eine Flasche Champagner hinhalten, und die einen zu einer Orgie mitreißen, damit die Leiden der Ungewißheit erträglicher seien. Das sind treffliche Freunde: sie sind immer ruiniert, wenn man reich ist, und nie zu finden, wenn man sie braucht; verlangt man Geld von ihnen, so haben sie ihren letzten Louisdor gerade im Spiel verloren; dafür haben sie einem immer ein schlechtes Pferd zu verkaufen; im übrigen sind sie die besten Kinder von der Welt, immer bereit, mit einem zu Schiffe zu gehen, um jene steilen Abhänge hinabzugleiten, auf denen Zeit, Seele

und Leben verschwendet werden.

Endlich erhielt Herr von Nueil durch Jacques einen Brief, der ein parfümiertes Wachssiegel mit dem Wappen von Burgund trug. Er war auf einen zierlichen Bogen Velinpapier geschrieben und verriet als Schreiberin eine hübsche Frau.

Sofort schloß er sich ein und las ihren Brief — immer wieder von neuem:

»Mein Herr, Sie bestrafen mich sehr streng, sowohl für die Bereitwilligkeit, mit der ich Ihnen eine harte Zurückweisung erspart habe, als auch für den Zauber, den der Geist immer auf mich ausübt. Ich habe dem Edelsinn der Jugend vertraut, und Sie haben mich getäuscht. Ich habe zu Ihnen, wenn auch nicht mit offenem Herzen — was ganz lächerlich gewesen wäre —, so doch mit Freimut gesprochen; ich habe Ihnen meine Lage geschildert, um einer jungen Seele meine Kälte zu erklären. Je mehr Sie mich interessiert haben, um so lebhafter war der Schmerz, den Sie mir verursacht haben. Ich bin von Natur zärtlich und gut; aber die Umstände machen mich schlecht. Eine andere Frau hätte Ihren Brief verbrannt, ohne ihn zu lesen; ich habe ihn gelesen, und ich antworte Ihnen. Meine Worte werden Ihnen zeigen, daß ich nicht fühllos bin gegenüber einem Gefühl, das ich — wenn auch

unfreiwillig — erweckt habe, und mein Verhalten wird Ihnen noch besser die Aufrichtigkeit meiner Seele beweisen. Außerdem möchte ich, zu Ihrem Besten, ein einziges Mal die Art von Autorität gebrauchen, die Sie mir über Ihr Leben einräumen, um den Schleier von Ihren Augen zu nehmen.

Ich bin bald dreißig Jahre alt, mein Herr, und Sie werden kaum zweiundzwanzig sein. Sie wissen selbst nicht, was Sie fühlen werden, wenn Sie so alt sein werden, wie jetzt ich. Die Eide, die Sie heute so leichthin schwören, können Ihnen dann sehr drückend erscheinen. Heute — ich will es gern glauben — würden Sie mir ohne Bedenken Ihr ganzes Leben weihen, Sie würden sterben selbst für sehr vergängliche Freuden; aber mit dreißig Jahren würde die Erfahrung Ihnen die Kraft nehmen, mir jeden Tag Opfer zu bringen, und ich würde mich sehr erniedrigt fühlen, sie annehmen zu müssen. Eines Tages wird alles, wird die Natur selbst Ihnen befehlen, mich zu verlassen; ich habe es Ihnen gesagt: ich will lieber sterben als verlassen werden! Sie sehen, das Unglück hat mich gelehrt, zu rechnen. Ich überlege, ich habe keinerlei Leidenschaft. Sie zwingen mich, Ihnen zu sagen, daß ich Sie durchaus nicht liebe, daß ich Sie nicht lieben darf, kann und will. Ich bin über das Alter hinaus, wo die Frauen unüberlegten Herzensregungen

nachgeben, und ich könnte nicht mehr die Geliebte sein, die Sie brauchen. Mein Trost kommt von Gott, nicht von den Menschen. Andererseits lese ich, beim traurigen Licht betrogener Liebe, zu deutlich in den Herzen, als daß ich die Freundschaft, die Sie anbieten und fordern, annehmen sollte. Ihr Herz führt Sie an; Sie setzen Ihre Hoffnung mehr auf meine Schwäche, als auf Ihre Kraft. Das ist ein Kniff des Instinkts. Ich verzeihe Ihnen diese kindliche List, an der Sie selbst noch unschuldig sind. Ich befehle Ihnen, im Namen dieser flüchtigen Liebe, im Namen Ihres Lebens, im Namen meiner Seelenruhe, in Ihrem Heimatlande zu bleiben und ein ehrenvolles, reiches Leben nicht zu verpfuschen um einer Einbildung willen, die bald dahinschwinden muß. Später, wenn Sie Ihre wahre Bestimmung erfüllt und alle Gefühle in sich entwickelt haben werden, die den Mann erwarten, werden Sie meine Antwort würdigen, die Ihnen in diesem Moment vielleicht recht trocken vorkommt. Sie werden dann gern eine alte Frau wiedersehen, deren Freundschaft Ihnen sicher lieb und wert sein wird: sie wird weder den Wechselfällen der Leidenschaft, noch den Enttäuschungen des Lebens unterworfen gewesen sein; und edle, religiöse Gedanken werden sie rein und heilig erhalten. Leben Sie wohl, mein Herr; gehorchen Sie mir, bedenken

Sie, daß Ihre Erfolge mir in meiner Einsamkeit ein bißchen Freude bereiten werden, und denken Sie an mich nur, wie an jemand, der weit entfernt ist.«

Als Gaston diesen Brief gelesen hatte, schrieb er folgende Worte:

»Gnädige Frau, wenn ich auf Ihren Vorschlag, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, einginge und aufhörte, Sie zu lieben, so hätte ich mein Schicksal verdient — nicht wahr? Nein, ich werde Ihnen nicht gehorchen, und ich schwöre Ihnen eine Treue, die erst mit dem Tode enden wird. Oh, nehmen Sie mein Leben, wofern Sie nicht fürchten, es selbst bereuen zu müssen . . .«

Als der Diener des Herrn von Nueil von Courcelles zurückkam, fragte ihn sein Herr:

»Wem hast du mein Billett übergeben?« »Der Frau Vicomtesse selbst; sie war im Wagen und fuhr weg . . .« »Nach der Stadt?« »Ich glaube nicht, Herr Baron. Der Wagen der Frau Vicomtesse war mit Postpferden bespannt.«

»Ah, sie reist ab,« sagte der Baron. »Jawohl, Herr Baron,« erwiderte der Kammerdiener.

Als bald traf Gaston seine Vorbereitungen, um Frau von Beauséant zu folgen. Sie führte ihn bis nach Genf, ohne zu wissen, daß er ihr nachreiste. Unter tausend Erwägungen, die während dieser Periode auf Gaston

einstürmten, beschäftigte ihn besonders die eine: warum ist sie ab gereist? Dieses Wort war die Grundlage einer Menge von Vermutungen, unter denen er sich natürlich für die schmeichelhafteste entschied: »Wenn die Vicomtesse mich lieben will, so zieht sie, als kluge Frau, selbstverständlich die Schweiz, wo niemand uns kennt, ihrer Heimat vor, in der sie von aller Welt beobachtet würde.«

Gewisse leidenschaftliche Männer könnten keine Frau lieben, die geschickt genug wäre, sich ihr Terrain selbst zu wählen. Das ist Raffiniertheit. Übrigens beweist nichts, daß Gastons Vermutung richtig war.

Die Vicomtesse nahm ein kleines Haus auf den See hin aus. Als sie dort eingerichtet war, erschien eines schönen Abends, bei sinkender Nacht, Gaston bei ihr. Jacques, ein äußerst aristokratischer Kammerdiener, wunderte sich keineswegs, Herrn von Nueil zu sehen, und meldete ihn an — als Diener, der alles zu verstehen gewöhnt ist. Als Frau von Beauséant Gastons Namen hörte, als sie ihn eintreten sah, ließ sie das Buch, das sie hielt, aus der Hand fallen. Ihre Überraschung gab Gaston Zeit, sich ihr zu nähern und ihr mit einer Stimme, die ihr köstlich schien, zu sagen:

»Mit welchem Entzücken habe ich die Pferde

genommen, mit denen Sie gefahren waren!«

So gut in seinen geheimen Wünschen erraten zu werden! Wo ist die Frau, die einem solchen Glück nicht nach gegeben hätte! Eine Italienerin, eins dieser göttlichen Geschöpfe, deren Seele der der Pariserinnen entgegengesetzt ist und die man auf unserer Seite der Alpen tief unmoralisch finden würde, sagte beim Lesen französischer Romane: ›Ich verstehe nicht, warum diese armen Verliebten so viel Zeit damit hinbringen, das zu arrangieren, was die Sache eines Vormittags sein müßte.« Warum sollte nicht auch der Erzähler, nach dem Beispiel dieser braven Italienerin, seine Leser und seine Personen weniger schmachten lassen? Er hätte nur über ein paar kokette Szenen zu berichten, über ein süßes Hinhalten, durch das Frau von Beauséant Gastons Glück vergrößern wollte, um dann, wie die Jungfrauen des Altertums, mit Grazie zu fallen; vielleicht auch, um die keusche Wollust einer ersten Liebe zu genießen und um sie zu ihrer höchsten Kraftäußerung gelangen zu lassen. Herr von Nueil war noch in dem Alter, wo ein Mann sich betören läßt von diesen launischen Spielereien, die die Frauen so sehr locken und die sie hinziehen, sei es, um ihre Bedingungen auszumachen, sei es, um ihre Macht, deren baldiges Sinken sie instinktiv ahnen, möglichst lange zu genießen. Aber diese kleinen

Boudoirprotokolle, weniger zahlreich als die über die Londoner Konferenz, nehmen in der Geschichte einer wahren Leidenschaft zu wenig Platz ein, um erwähnt zu werden.

Frau von Beauséant und Herr von Nueil blieben drei Jahre lang in der Villa am Genfer See, die die Vicomtesse gemietet hatte. Sie wohnten da allein, ohne jemanden bei sich zu sehen, ohne von sich reden zu machen. Sie fuhren auf dem See spazieren, sie erhoben sich spät, sie waren endlich glücklich, wie wir alle es zu sein träumen. Ihr kleines Haus war einfach; es hatte grüne Jalousien und große, zeltbedeckte Balkons. Es war ein wahres Haus für Liebende, ein Haus mit weißen Sofas, verschwiegenen Teppichen, neuen Tapeten, in dem alles vor Freude erglänzte. Aus jedem Fenster erschien der See in verschiedener Beleuchtung; in der Ferne die bewölkten, bunten, verschwimmenden Bergriesen; über ihnen blauer Himmel, und vor ihnen ein hoher, munterer, glitzernder Wasserfall! Die Dinge schienen für sie zu träumen, und alles lächelte ihnen. Wichtige Interessen riefen Herrn von Nueil nach Frankreich zurück: sein Bruder und sein Vater waren gestorben; er mußte Genf verlassen. Die beiden Liebenden verkauften dieses Haus; sie hätten die Berge abbrechen und das Wasser des Sees auslaufen lassen mögen, um alles

mitzunehmen. Frau von Beauséant folgte Herrn von Nueil. Sie machte ihr Vermögen zu Geld und kaufte bei Manerville ein an sehnliches Besitztum, das sich an Gastons Güter anschloß. Dort blieben sie zusammen. Herr von Nueil überließ die Nutznießung der Domänen von Manerville liebenswürdigerweise seiner Mutter, als Gegendienst für die Freiheit, unverheiratet zu bleiben, die sie ihm ließ. Das Gut der Frau von Beauséant lag neben einer kleinen Stadt, in einer der hübschesten Gegenden des Tales von Auge. Dort richteten die beiden Liebenden zwischen sich und der Welt Schranken auf, über die hinweg weder gesellschaftliche Vorurteile noch Menschen zu ihnen dringen konnten, und so fanden sie ihre guten Schweizer Tage wieder. Neun ganze Jahre lang genossen sie ein Glück, das zu beschreiben unnütz wäre; die Entwicklung dieser Geschichte wird daher jenen Herzen einen Begriff davon geben, die Poesie und Erhebung in der unendlichen Fülle ihrer Formen zu erfassen vermögen. Währenddessen erfreute sich der Herr Marquis von Beauséant, der Gatte der Frau von Beauséant (sein Vater und sein älterer Bruder waren tot), einer vollkommenen Gesundheit. Nichts hilft uns mehr, zu leben, als die Gewißheit, daß wir durch unsern Tod das Glück eines andern machen würden. Herr von Beauséant war einer dieser

ironischen und eigensinnigen Menschen, die, ähnlich wie lebenslängliche Rentner, mit umso größerem Behagen jeden Morgen aufstehen, weil andere sich darüber ärgern. Im übrigen war er ein Ehrenmann, ein bißchen pedantisch, förmlich berechnend; er hätte einer Frau mit derselben Ruhe seine Liebe erklären können, mit der ein Diener sagt: ›Gnädige Frau, es ist aufgetragen.‹

Diese kleine biographische Anmerkung über den Marquis von Beauséant will nur die Unmöglichkeit, daß die Marquise Herrn von Nueil geheiratet hätte, vor Augen führen.

Nun, nach diesen neun Jahren des Glücks, dem süßesten Pakt, den eine Frau jemals schließen konnte, befanden sich Herr von Nueil und Frau von Beauséant in einer Situation, die ebenso natürlich und ebenso falsch war wie die, in der sie seit Beginn dieses Abenteuers geblieben waren: immer hin in einer bedenklichen Krise, von der man schwer einen Begriff geben, deren Grenzen man aber mit mathematischer Sicherheit festlegen kann.

Die Frau Gräfin von Nueil, Gastons Mutter, hatte Frau von Beauséant niemals sehen wollen. Sie war eine strenge und tugendsame Person, die dem alten Herrn von Nueil sehr legitime Freuden gespendet

hatte. Frau von Beauséant begriff, daß diese ehrsame Witwe ihre Feindin sein mußte und daß sie versuchen würde, Gaston seinem unmoralischen und antireligiösen Dasein zu entreißen. Die Marquise hätte gern ihr Gut verkaufen und nach Genf zurückkehren mögen. Aber das hätte bedeutet: Herrn von Nueil zu mißtrauen, und dazu war sie nicht imstande. Außerdem hatte er gerade an dem Gut Valleroy viel Geschmack gewonnen und große Pflanzungen und Ameliorationen daselbst vorgenommen. Hätte sie ihn also nicht einem gewissermaßen animalischen Glück entrissen, wie es die Frauen ihren Gatten und auch ihren Liebhabern immer wünschen? Es war ein Fräulein von Rodière in die Gegend gekommen, zweiundzwanzig Jahre alt und mit vierzig tausend Livres Rente. Gaston traf diese Erbin in Manerville, so oft seine Pflicht ihn dorthin rief.

Diese Personen waren somit gegeben, wie die Ziffern einer arithmetischen Gleichung. Da wurde Gaston eines Tages folgender Brief überreicht, aus dem man das schreckliche Problem, das Frau von Beauséant seit einem Monat zu lösen trachtete, erkennen wird:

»Mein geliebter Engel, — Dir schreiben, wo wir doch Herz an Herz leben, wo nichts uns trennt, wo uns so oft unsere Zärtlichkeiten als Worte dienen und wo

auch die Worte Zärtlichkeiten sind: ist das nicht ein Widersinn? Doch nicht, mein Geliebter. Es gibt gewisse Dinge, die eine Frau in Gegenwart ihres Geliebten nicht sagen kann; schon der Gedanke an diese Dinge raubt ihr die Stimme, treibt ihr alles Blut zum Herzen; sie ist ohne Kraft und ohne Geist. Mich bei Dir in diesem Zustande zu finden, macht mich leiden; und oft habe ich mich bei Dir so gefunden. Ich fühle, daß mein Herz ganz Wahrheit für Dich sein muß, daß es Dir keinen Gedanken, auch nicht den flüchtigsten, verheimlichen darf; und ich liebe zu sehr dieses süße Hindämmern, das so gut für mich paßt, als daß ich länger bedrückt und gequält sein könnte. So will ich Dir denn meine Angst gestehen: ja, meine Angst. Höre mich an und sage nicht Dein ›Ta-ta-ta‹, mit dem Du mich zum Schweigen bringst — mit einer Keckheit, die ich liebe, weil mir an Dir alles gefällt. Geliebter Gemahl vor Gott, laß mich Dir sagen, daß Du jede Erinnerung an die Schmerzen verwischt hast, unter deren Last ich einst zusammen zu brechen drohte. Ich habe die Liebe nur durch Dich gekannt. Es bedurfte der Aufrichtigkeit Deiner schönen Jugend, der Reinheit Deiner großen Seele, um den Ansprüchen einer anspruchsvollen Frau zu genügen. Mein Freund, ich habe oft vor Glück gezittert bei dem Gedanken, daß in diesen neun schnellen und langen Jahren meine

Eifersucht nie geweckt worden ist. Ich habe alle Blüten Deiner Seele, alle Deine Gedanken gehabt. An unserm Himmel stand nicht die leichteste Wolke, wir haben nicht gewußt, was Opfer sind, wir sind immer nur den Eingebungen unserer Herzen gefolgt. Ich habe ein Glück genossen, das für eine Frau keine Grenzen kennt. Die Tränen, die auf dieses Blatt fallen — werden sie Dir Zeichen meiner Dankbarkeit sein? Oh, ich hätte diesen Brief auf den Knien schreiben mögen!

Nun — dieses Glück hat mich eine Qual kennen gelehrt, die schrecklicher ist als die, verlassen zu werden. Geliebter, das Herz einer Frau hat seltsame Abgründe: ich wußte bis her selbst nicht um diese Tiefen, wie ich auch die Tiefen der Liebe nicht kannte. Das größte Elend, das uns treffen könnte, ist noch leicht zu tragen im Vergleich zu dem bloßen Gedanken an das Unglück dessen, den wir lieben. Und wenn wir dieses Unglück verursachten, wäre das nicht zum Sterben? . . . Das ist der Gedanke, der mich niederdrückt. Aber er zieht einen zweiten, noch viel drücken deren nach sich: und der entwürdigt die Glorie der Liebe, er tötet die Liebe und macht aus ihr eine Erniedrigung, die das Leben auf ewig verdüstert. Du bist dreißig Jahre alt und ich vierzig. Welche Schrecken flößt doch dieser Altersunterschied einer liebenden Frau ein! Du kannst — zuerst unfreiwillig,

dann bewußt — empfunden haben, welches Opfer Du mir bringst, indem Du für mich auf alles andere verzichtest. Du hast vielleicht an Deine gesellschaftliche Bestimmung gedacht, an diese Heirat, die Dein Vermögen vermehren und Dir gestatten würde, vor aller Welt glücklich zu sein, Deine Kinder um Dich zu sehen, ihnen Deine Güter zu vererben, wieder in der Welt zu erscheinen und Deinen Platz in ihr mit Ehren zu behaupten. Aber Du wirst diese Gedanken zurückgedrängt haben, glücklich, mir, ohne daß ich es wußte, eine Erbin, ein Vermögen und eine schöne Zukunft opfern zu können. Als edelmütiger junger Mann wolltest Du den Schwüren treu bleiben, die uns nur vor Gottes Angesicht verbinden. Mein früheres Leid wird Dir erschienen sein, und ich werde beschützt gewesen sein durch dies Unglück, aus dem Du mich gerettet hast. Deine Liebe dem Mitleid verdanken — dieser Gedanke ist mir noch schrecklicher als die Furcht, Dein Leben zu ruinieren. Die Liebhaber, die ihre Geliebten erdolchen, handeln barmherzig, wenn der Tod die Frauen in ihrem Glück, ihrer Unschuld, in der Glorie ihrer Illusionen trifft . . . Ja, der Tod ist leichter zu ertragen, als die beiden Gedanken, die seit einigen Tagen meine Stunden heimlich verdunkeln. Als Du mich gestern so sanft fragtest: ›Was hast du?‹, ließ Deine Stimme mich

erschauern. Ich glaubte, Du läsest, wie sonst, in meiner Seele, und ich erwartete Geständnisse über die Berechnungen Deiner Vernunft, die ich richtig geahnt zu haben dachte. Ich erinnerte mich auch an ein paar Deiner gewöhnlichen Aufmerksamkeiten, in denen mir aber jenes erkünstelte Wesen zu liegen schien, durch welches Männer sich verraten, wenn eine Pflicht ihnen peinlich wird. In diesem Augenblick habe ich mein Glück teuer genug bezahlt, und ich habe gefühlt, daß die Natur uns die Schätze der Liebe immer nur um hohen Preis verkauft. Im Ernst: hat uns das Geschick nicht schon getrennt? Du wirst Dir gesagt haben: ›Früher oder später muß ich die arme Klara verlassen; warum mich nicht beizeiten von ihr trennen?‹ Dieser Satz stand in der Tiefe Deines Blickes geschrieben. Ich bin von Dir gegangen, um allein zu weinen. Dir Tränen vorenthalten! — es sind die ersten Tränen des Kummers seit zehn Jahren, und ich bin zu stolz, sie Dir zu zeigen. Aber ich habe Dir keine Vorwürfe gemacht. Ja, Du hast recht, ich darf nicht den Egoismus haben, Dein glänzendes und langes Leben dem meinen, das bald verbraucht sein wird, unterzuordnen . . .

Aber wenn ich mich täuschte? Wenn ich eine Melancholie Deiner Liebe für eine Überlegung der Vernunft nähme? . . . Ach, mein Engel, laß mich nicht

in der Ungewißheit, bestrafe, _Deine eifersüchtige Frau; aber gib ihr das Bewußtsein ihrer und Deiner Liebe zurück: die ganze Frau ist in diesem Gefühl, das alles heiligt! Seit der Ankunft Deiner Mutter und seit Du bei ihr Fräulein von Rodière gesehen hast, bin ich eine Beute von Zweifeln, die uns entehren. Laß mich leiden, aber täusche mich nicht: ich will alles wissen, sowohl was Deine Mutter Dir sagt, als auch das, was Du denkst! Wenn Du zwischen irgendetwas und mir geschwenkt hast, so gebe ich Dir die Freiheit zurück! . . . Ich werde Dir mein Schicksal verbergen, ich werde nicht vor Dir weinen; nur will ich Dich nicht wieder sehen . . . Ach, ich halte inne, mein Herz bricht

* *
*

Ein paar Augenblicke habe ich elend und dumpf dagesessen. Lieber Freund, ich finde an mir keinen Trotz gegen Dich, Du bist so gut, so offen! Du kannst mir nicht wehe tun und mich nicht hintergehen; aber Du wirst mir die Wahrheit sagen, so grausam sie auch sein mag. Willst Du, daß ich Dir Mut mache zu Deinen Geständnissen? Nun denn, ich werde in einem weiblichen Gedanken Trost finden. Habe ich nicht Deine reine Jugend besessen, ein Wesen voller Anmut,

Schönheit und Feinheit, einen Gaston, den keine Frau mehr kennen lernen kann und den ich so köstlich genossen habe? . . . Nein, Du wirst nicht wieder so lieben, wie Du mich geliebt hast, wie Du mich liebst; nein, ich kann keine Nebenbublerin haben. Ich werde mich ohne Bitterkeit erinnern an unsere Liebe, die alle meine Gedanken ausfüllt. Liegt es nicht außerhalb Deiner Möglichkeit, in Zukunft noch eine Frau durch kindliche Neckereien zu entzücken, durch die jungen Einfälle eines jungen Herzens, durch diese Koketterie der Seele, durch diese Reize des Körpers, durch diese plötzlichen Einverständnisse der Wollust, kurz durch das ganze anbetungswerte Gefolge einer jugendlichen Liebe? Ach, Du bist jetzt ein Mann, Du wirst Deiner Bestimmung folgen und alles überlegen. Du wirst Geschäfte haben, unruhig und ehrgeizig sein, und Deine Sorgen werden sie des unvergänglichen Lächelns berauben, das für mich immer Deine Lippen schmückte. Deine Stimme, für mich immer so süß, wird manchmal kummervoll sein. Deine Augen, die immer in himmlischem Glanze leuchteten, wenn sie mich sahen, werden für sie oft trübe sein. Und da es unmöglich ist, Dich zu lieben, wie ich Dich liebe, so wird diese Frau Dir niemals so gefallen, wie ich Dir gefallen habe. Sie wird nie diese ständige Sorgfalt haben, die ich auf mich selbst verwandt habe, und

auch nicht dieses ständige Bemühen um Dein Glück, das ich immer richtig verstanden habe. Der Mensch, das Herz, die Seele, die ich gekannt habe, werden nicht mehr da sein; ich werde sie in meinem Gedächtnis begraben, um sie noch zu genießen, glücklich in der Erinnerung an die schöne Vergangenheit, aber ungekannt von allem, was außer uns ist.

Mein teurer Schatz, wenn Du trotzdem nicht den leisesten Gedanken an Freiheit gefaßt hast, wenn meine Liebe Dich nicht bedrückt, wenn meine Klagen Hirngespinnste sind, wenn ich für Dich immer Deine Eva sein werde, die einzige Frau auf der Welt —: dann komm, eile zu mir, so wie Du diesen Brief gelesen hast! Ach, dann will ich Dich in einer Sekunde mehr lieben, als ich Dich, glaube ich, in diesen ganzen neun Jahren geliebt habe! Nach dieser unnützen Qual des Argwohns, dessen ich mich anklage, soll jeder Tag, der noch unserer Liebe gehört, ja ein einziger Tag ein ganzes Leben des Glückes sein! So sprich also, sei offen; verheimliche mir nichts, das wäre ein Verbrechen! Sag, willst Du Deine Freiheit? Hast Du über das Leben, das Du als Mann führen wirst, nachgedacht? Hast Du einen Schmerz? Ich sollte Dir einen Schmerz verursachen! Ich stürbe daran. Ich habe es Dir gesagt: ich habe genug Liebe, um Dein Glück

und Dein Leben höher zu achten als mein Glück und mein Leben. Laß, wenn Du es kannst, die reiche Erinnerung an unsere neun seligen Jahre fahren, um in Deiner Entschließung unbeeinflußt zu sein; aber sprich! Ich bin Dir ergeben wie Gott, dem einzigen Tröster, der mir bleibt, wenn Du mich verläßt.«

Als Frau von Beauséant ihren Brief in den Händen des Herrn von Nueil wußte, verfiel sie in eine so tiefe Abspannung und infolge des allzu großen Andranges von Gedanken in ein so starres Sinnen, daß sie wie schlafend sitzen blieb. Sicher litt sie an einem dieser Anfälle, die über die Kraft der Frauen gehen und die doch die Frauen allein kennen.

Während die unglückliche Marquise ihr Schicksal erwartete, fühlte sich Herr von Nueil beim Lesen ihres Briefes sehr ›in der Klemme‹, wie junge Leute in solchen Krisen sich auszudrücken pflegen. Er hatte damals den Einflüsterungen seiner Mutter und den Reizen des Fräulein von Rodière ziemlich nachgegeben. Das war ein recht unbedeutendes junges Mädchen, gerade wie eine Pappel, weiß und rosig, halb stumm, wie es alle heiratsfähigen jungen Mädchen sein müssen; aber ihre vierzigtausend Livres Rente in Grund werten sprachen hinlänglich für sie. Frau von Nueil, von ehrlicher Mutterliebe geleitet, suchte ihren Sohn für die Sache der Tugend zu

gewinnen. Sie gab ihm zu verstehen, wie schmeichelhaft es für ihn sei, von Fräulein von Rodière bevorzugt zu werden, der so viele reiche Partien zu Gebote standen; es war höchste Zeit, an eine Heirat zu denken, eine so gute Gelegenheit würde sich nicht wieder finden; er würde eines Tages achtzigtausend Livres Rente in Grund und Boden haben; das Geld tröstete über alles; wenn Frau von Beauséant ihn um seineswillen liebe, so müßte sie die erste sein, die ihn zur Heirat drängte; kurz, diese gute Mutter vergaß kein Mittel, durch das eine Frau auf den Verstand eines Mannes Einfluß üben kann. So hatte sie ihren Sohn zum Schwanken gebracht. Frau von Beauséants Brief traf in einem Augenblick ein, wo Gastons Liebe gegen alle Verführungen eines geordneten, konventionellen Lebens kämpfte. Dieser Brief entschied den Kampf. Gaston beschloß, die Marquise zu verlassen und sich zu verheiraten.

„Man muß im Leben ein Mann sein!“ sagte er zu sich.

Dann kam ihm in den Sinn, welchen Schmerz sein Entschluß seiner Geliebten bereiten würde. Seine Eitelkeit als Mann und sein Gefühl als Liebhaber vergrößerten ihm diesen Schmerz noch. Aufrichtiges Mitleid ergriff ihn. Mit einem Schlag empfand er die Ungeheuerlichkeit dieses Unglücks, und er dachte, es

sei notwendig und barmherzig, diese tödliche Wunde zu lindern. Er hoffte, Frau von Beauséant beruhigen zu können; er wollte sich von ihr diese grausame Heirat befehlen lassen, nachdem er sie allmählich an den Gedanken einer Trennung gewöhnt hätte; zwischen ihnen sollte immer Fräulein von Rodière stehen wie ein Schemen, und zuerst wollte er das Fräulein seiner Geliebten opfern, um es sich später von ihr aufdrängen zu lassen. Um bei diesem kläglichen Unternehmen Erfolg zu haben, ging er so weit, auf den Edelsinn, auf den Stolz der Marquise, auf die schönen Eigenschaften ihrer Seele zu rechnen. Dann antwortete er ihr, um ihren Verdacht zu zerstreuen. Antworten! Für eine Frau wie die Marquise, die mit der Intuition wahrer Liebe die feinste Erkenntnisfähigkeit des weiblichen Geistes verband, war der Brief ein Urteil. Und als Jacques bei ihr eintrat und sich ihr näherte, um ihr ein dreieckig gefaltetes Papier zu übergeben, da zitterte die arme Frau von Beauséant wie eine gefangene Schwalbe. Ein unbekannter Schauer ging ihr von Kopf zu Fuß und hüllte sie in ein Leichentuch von Eis. Wenn er nicht kam und sich ihr weinend, bleich und verliebt zu Füßen warf, so war alles gesagt. Aber es leben im Herzen liebender Frauen so viele Hoffnungen! Es bedarf vieler Dolchstöße, um sie zu töten; sie lieben

und bluten bis zum letzten.

»Wünscht die gnädige Frau irgend etwas?« fragte Jacques beim Hinausgehen mit sanfter Stimme. »Nein,« antwortete sie. »Armer Mensch,« dachte sie und trocknete eine Träne, »er ahnt alles, er, ein Diener!«

Sie las: »Meine Vielgeliebte, Du schaffst Dir Spukbilder . . .« Als die Marquise diese Worte sah, breitete sich ihr ein dichter Schleier über die Augen. Eine geheime Stimme in ihrem Herzen schrie ihr zu: »Er lügt!« Dann erfaßte ihr Blick die ganze erste Seite auf einmal — mit jener hellseherischen Gier, die die Leidenschaft verleiht, und sie las unten die Worte: »Nichts ist entschieden . . .« Mit krampfhafter Hast blätterte sie um, und deutlich er kannte sie den Geist, der die gewundenen Sätze dieses Briefes diktiert hatte. Da war nichts mehr von wilden Liebesergüssen . . . Sie zerknitterte den Brief, zerriß, zertrat, zerbiß ihn, warf ihn ins Feuer und schrie: »Der Elende, er hat mich besessen und mich nicht mehr geliebt!«

Dann sank sie, halbtot, auf ein Sofa.

Herr von Nueil ging aus, nachdem er seinen Brief geschrieben hatte. Als er zurückkam, stand Jacques auf der Schwelle des Tores und überreichte ihm einen Brief mit den Worten:

»Die Frau Marquise ist nicht mehr im Schlosse.«

Herr von Nueil erstaunte, erbrach den Umschlag und las:

»Gnädige Frau, wenn ich auf Ihren Vorschlag, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, einginge und aufhörte, Sie zu lieben, so hätte ich mein Schicksal verdient — nicht wahr? Nein, ich werde Ihnen nicht gehorchen, und ich schwöre Ihnen eine Treue, die erst mit dem Tode enden wird. Oh, nehmen Sie mein Leben, wofern Sie nicht fürchten, es selbst bereuen zu müssen . . .«

Es war das Billett, das er der Marquise in dem Augenblick, wo sie nach Genf abreiste, geschrieben hatte. Unten hatte Klara von Burgund hinzugefügt: »Mein Herr, Sie sind frei.« Herr von Nueil kehrte zu seiner Mutter zurück nach Manerville. Zwanzig Tage später heiratete er Fräulein Stephanie von Rodière. —

Wenn diese Geschichte einer alltäglichen Begebenheit hier zu Ende wäre, so wäre sie fast eine Mystifikation. Haben sich nicht beinahe alle Männer interessantere zu erzählen? Aber die Berühmtheit der — leider wahren — Folgen, und alle Erinnerungen, die sie im Herzen derer er wecken kann, die die himmlischen Wonnen einer endlosen Leidenschaft gekannt und sie selbst verraten oder durch ein grausames Verhängnis verloren haben, werden diese

Erzählung vielleicht vor Kritiken schützen.

Die Frau Marquise von Beauséant hatte ihr Schloß Valleroy seit ihrer Trennung von Herrn von Nueil nicht verlassen. Aus einer Anzahl von Gründen, die im Herzen der Frauen begraben bleiben mögen — übrigens wird jede Frau die erraten, die ihr selbst eigentümlich sind — blieb Klara nach der Heirat des Herrn von Nueil dort wohnen. Sie lebte in so tiefer Zurückgezogenheit, daß, außer ihrer Kammerfrau und Jacques, ihre eigenen Leute sie nicht zu Gesicht bekamen. Sie verlangte völlige Stille um sich und verließ ihr Zimmer nur, um sich in die Kapelle von Valleroy zu begeben, wo ein Priester der Nachbarschaft ihr jeden Morgen die Messe las.

Einige Tage nach seiner Verheiratung verfiel der Graf von Nueil in eine Art ehelicher Apathie, die ebensogut Glück wie Unglück bedeuten konnte.

Seine Mutter sagte zu jedermann: ›Mein Sohn ist voll kommen glücklich.‹

Frau Gaston von Nueil war, wie viele junge Frauen, ein bißchen matt, sanft und geduldig; nach vierwöchiger Ehe wurde sie schwanger. Alles das stand im Einklang mit den hergebrachten Ideen. Herr von Nueil war sehr nett zu ihr; nur wurde er, zwei Monate nachdem er die Marquise verlassen hatte,

äußerst träumerisch und nachdenklich. Aber er war immer ernst gewesen, sagte seine Mutter.

Nach sieben Monaten eines solchen lauen Glückes geschahen ein paar Dinge, die scheinbar unbedeutend waren, aber doch zu wichtige Gedankengänge herausforderten und zu große Seelenwirren verrieten, um hier nicht berichtet zu werden — ganz objektiv und beliebiger Auslegung über lassen. Als Herr von Nueil eines Tages in der Gemarkung von Manerville und Valleroy gejagt hatte, kehrte er durch den Park der Frau von Beauséant zurück, ließ Jacques rufen und wartete auf ihn. Als der Kammerdiener gekommen war, fragte ihn Herr von Nueil:

»Ißt die Marquise immer noch gern Wildbret?«

Und auf die bejahende Antwort des Dieners bot ihm Gaston — unter allerlei Scheingründen — eine beträchtliche Summe den leichten Dienst, seine heutige Jagd beute für die Marquise in Empfang zu nehmen. Es erschien Jacques ziemlich gleichgültig, ob das Rebhuhn, das seine Herrin äße, von ihrem Förster oder von Herrn von Nueil getötet wäre, zumal dieser wünschte, daß die Marquise nichts von dem Ursprung des Wildbrets erführe.

»Es ist auf ihrem Grund und Boden getötet worden,« sagte der Graf.

So gab sich Jacques mehrere Tage lang zu diesem unschuldigen Betrug her. Herr von Nueil ging morgens auf die Jagd und kehrte erst zum Abendessen nach Hause zurück. Er schoß immer etwas. So verging eine ganze Woche. Gaston wurde kühn genug, um der Marquise einen langen Brief zu schreiben und ihn ihr zukommen zu lassen. Dieser Brief wurde ihm uneröffnet zurückgeschickt. Es war fast Nacht, als der Kammerdiener der Marquise ihn ihm zurückbrachte. Der Graf stürzte aus dem Salon, wo seine Frau auf dem Klavier ein Kapriccio von Herold herunterhackte, und eilte mit der Geschwindigkeit eines Mannes, der zu einem Stelldichein fliegt, zu der Marquise. Er sprang durch eine Öffnung, die er kannte, in den Park und schritt langsam durch die Alleen. Manchmal blieb er stehen, wie um das hörbare Klopfen seines Herzens niederzuzwingen. Dann, beim Schlosse angekommen, vernahm er dumpfe Geräusche und schloß daraus, daß die ganze Dienerschaft bei Tische war. Er ging bis zum Gemach der Frau von Beauséant. Die Marquise verließ ihr Schlafzimmer niemals, und Herr von Nueil konnte die Zimmertür erreichen, ohne den geringsten Lärm zu machen. Da sah er, beim Schein zweier Kerzen, die Marquise, abgemagert und bleich, in einem großen Stuhl sitzen, das Haupt gebeugt, die Hände herabhängend und die Augen auf einen

Gegenstand geheftet, den sie nicht zu sehen schien. Das war der Schmerz in seinem vollendetsten Ausdruck. Dennoch lag in dieser Haltung eine vage Hoffnung; aber man wußte nicht, ob Klara von Burgund in die Vergangenheit blickte oder ihrem Grabe entgegen. Vielleicht leuchteten Herrn von Nueils Tränen in der Dunkelheit, vielleicht gab sein Atem einen leisen Laut, vielleicht entfuhr ihm ein unwillkürlicher Seufzer, oder vielleicht erzeugte seine Anwesenheit jenes Phänomen der innern Wahrnehmung, das zugleich der Beweis, das Glück und die Glorie wahrer Liebe ist. Frau von Beauséant wandte ihr Gesicht langsam der Tür zu und erblickte ihren einstigen Geliebten. Darauf machte Herr von Nueil ein paar Schritte.

»Wenn Sie näherkommen, mein Herr,« rief die Marquise erbleichend, »stürze ich mich zu diesem Fenster hinaus!«

Sie sprang zum Fensterriegel, öffnete ihn und hielt einen Fuß auf dem äußern Fenstersims, die Hand am Geländer und den Kopf zu Gaston gewandt.

»Hinaus! hinaus!« schrie sie, »oder ich stürze mich hinab!«

Bei diesem schrecklichen Schrei entfloh Herr von Nueil, der die Leute in Aufruhr vernahm, wie ein

Übeltäter.

Wieder zu Hause, schrieb Gaston einen ganz kurzen Brief und beauftragte seinen Kammerdiener, ihn zu Frau von Beauséant zu tragen und ihr mitzuteilen, es handle sich für ihn um Tod oder Leben. Als der Bote gegangen war, kehrte Herr von Nueil in den Salon zurück und fand dort seine Frau, die immer noch ihr Kapriccio mißhandelte. Er setzte sich, um die Antwort abzuwarten. Eine Stunde später — das Kapriccio war zu Ende und die beiden Gatten saßen einander schweigend am Kamin gegenüber — kam der Kammerdiener von Valleroy heim und gab seinem Herrn den Brief uneröffnet zurück. Herr von Nueil ging in ein Zimmer neben dem Salon, ergriff sein Jagdgewehr und tötete sich.

Diese schnelle und schlimme Lösung ist nur natürlich, so sehr sie auch allen Gepflogenheiten des jungen Frankreich widerspricht.

Wer die Erscheinungen bei der vollkommenen Vereinigung zweier Wesen genau erforscht oder selbst köstlich empfunden hat, wird diesen Selbstmord durchaus begreifen. Eine Frau bildet und fügt sich nicht in einem Tage den Launen der Leidenschaft. Die seltene Blume der Lust verlangt die liebevollste Pflege; nur Zeit und Seeleneinklang können alle ihre

Reize hervorlocken, können diese zarten und entzückenden Freuden erstehen lassen, an denen wir mit tausend Fäden hängen und die wir für unzertrennlich halten von der Person, deren Herz sie uns spendet. Dieses wundervolle Sich verstehen, dieses religiöse Vertrauen, und die selige Gewißheit, bei dem geliebten Wesen ein ganz einziges, unendliches Glück zu genießen, bilden zum Teil das Geheimnis der langen Verbindungen und Leidenschaften. Einer Frau gegenüber, die das Genie ihres Geschlechts besitzt, ist die Liebe niemals eine Gewohnheit: ihre köstliche Zärtlichkeit versteht so mannigfache Formen anzulegen, sie ist so geistreich und zugleich so liebevoll, sie schmückt ihre Natur mit so viel Künsten oder ihre Künste mit so viel Natur, daß sie ebenso mächtig wird durch die Erinnerung, wie durch ihre Gegenwart. Neben ihr verblassen alle anderen Frauen. Man muß die Furcht kennen, eine so herrliche Liebe zu verlieren, oder man muß sie verloren haben, um ihren ganzen Wert zu würdigen. Wenn aber ein Mann, der diese Liebe kannte, sie um einer Vernunfttheirat willen verraten hat; wenn die Frau, mit der er dasselbe Glück zu finden hoffte, ihm durch ein paar jener Züge, die das Dunkel des Ehelebens verbirgt, beweist, daß jenes Glück nicht wiederkehrt; wenn er auf den Lippen noch den

Nachgeschmack himmlischer Liebe trägt, und wenn er seine wahre Gattin tödlich verletzt hat zugunsten eines gesellschaftlichen Trugbildes: dann muß er sterben oder über jene materialistische, egoistische, kalte Philosophie verfügen, die leidenschaftlichen Herzen ein Greuel ist.

Was Frau von Beauséant anbetrifft, so glaubte sie zweifellos nicht, daß die Verzweiflung ihres Freundes, den sie neun Jahre lang mit Liebe überschüttet hatte, bis zum Selbstmord gehen würde. Vielleicht dachte sie auch, sie allein litte. Übrigens war sie völlig im Recht, wenn sie sich der erniedrigendsten Teilung versagte — einer Teilung, auf die eine Gattin aus wichtigen gesellschaftlichen Rücksichten eingehen kann, die aber einer Geliebten immer widerwärtig sein wird, weil in der Reinheit ihrer Liebe deren ganze Rechtfertigung besteht.

– E n d e –